

2009

*Gesammelte Statements*

**FEMINISTISCHES  
INSTITUT  
HAMBURG**  
ANALYSEN, POSITIONEN & BERATUNG

*Herausgegeben von:*

*Tanja Carstensen, Melanie Groß,  
Kathrin Schrader, Gabriele Winker*

*<http://www.feministisches-institut.de>*

# Impressum

Feministisches Institut Hamburg: Gesammelte Statements 2009  
herausgegeben von Tanja Carstensen, Melanie Groß, Kathrin Schrader, Gabriele Winker  
*Hamburg, 2010*

Feministisches Institut Hamburg  
c/o Melanie Groß  
Pinnasberg 62  
20359 Hamburg

Tel.: 040 / 42878 – 4005

Mail: [info@feministisches-institut.de](mailto:info@feministisches-institut.de)

Homepage: [www.feministisches-institut.de](http://www.feministisches-institut.de)

## Arbeit

- Arbeitende Frauen vereinigt Euch!  
21.11.09, Kathrin Schrader 4
- Care Revolution – ein Weg aus der Reproduktionskrise  
16.12.09, Gabriele Winker 8

## Feministische Theorien

- Feministische Pädagogik in 3D – Feministische Umgangsweisen mit der  
Geschlechterdifferenz  
18.02.09, Melanie Plößer 11
- Prozessual-strategische Subjektivität: Handlungsfähigkeit, politische  
Bündnisse und Widerstand aus queer-feministischer Sicht  
01.09.09, Do. Gerbig 14

## Gewalt

- 'Hottentot Venus' oder: Fetischismus als Wissenschaftspraxis  
13.09.09, Sabine Ritter 18

## Interventionen

- Queer goes Pop? Zur Ambivalenz von Sichtbarkeit und Disziplinierung im  
Mainstream  
18.04.09, Melanie Groß 21
- "In einem Spiel für Männer braucht man keine Joker" - Das Sprechen  
über Geschlecht bei Star Trek  
27.06.09, Britta Hoffarth 23
- Ausverkauf oder gelungener Guerilla-Kampf? Die Massentauglichkeit  
von Beth Ditto, Peaches und Co.  
25.07.09, Melanie Groß 26
- Mehr queere Kunst!  
21.10.09, Christiane Wehr 28

## Ökonomie

Ohne Reproduktion keine Produktion. Über die Notwendigkeit die Reproduktionssphäre zu bestreiken!  
29.01.09, Stefan Paulus 32

Staatliches Krisenmanagement im Fokus feministischer Kritik  
20.03.09, Gabriele Winker 35

## Sozialpolitik

Familienpolitik – Welche Formen von Elternschaft sind erwünscht?  
03.01.09, Kathrin Ganz 38

## Technologie

Feminismus, Geschlechterforschung und die Neurowissenschaft  
15.05.09, Anelis Kaiser 41

Alle Texte aus 2009 und weiteren Jahren sowie Informationen über die AutorInnen online:  
<http://www.feministisches-institut.de>

# Arbeit

Arbeitende Frauen vereinigt Euch!

21.11.09, Kathrin Schrader

**Der französische Soziologe Michel Foucault plädiert in unterschiedlichen Texten und Gesprächen – u.a. in „Von der Freundschaft als Lebensweise“ mit Renè de Cecatty, Jean Danet und Jean Le Bitoux sowie in „Geschichte und Homosexualität“, welches er mit J.P. Joecker, M. Querd, A. Sanzio führte – dafür, schwul zu werden bzw. daraufhin zu arbeiten. Es geht ihm dabei nicht darum, dass man homosexuell sein muss, sondern „sich in eine Dimension zu versetzen, in der die sexuellen Entscheidungen, die man fällt, immer gegenwärtig sind und unser ganzes Leben beeinflussen.“ Mit diesen sexuellen Entscheidungen sollen nicht normative Lebensweisen geschaffen werden. Schwul zu sein durchdringt das gesamte Leben. Es geht ihm darum, vorgefertigte Lebensweisen abzulehnen und die Sexualität dafür zu verwenden, neue Beziehungsformen zu erfinden. „Schwul zu sein heißt im Werden zu sein.“**

Was meint Foucault damit? Nach meinem Verständnis geht es ihm darum, gegen die gesellschaftliche Normierung von Lebensstilen anzutreten. Die Aufforderung „Schwul zu werden“ soll ein Leben jenseits der hegemonialen heteronormativen Zumutungen des Alltags vorstellbar machen. Das Foucaultsche Plädoyer enthält nicht nur einen emanzipativen Gedanken, sondern auch den Ansatz zur Solidarität mit einer Gruppe von Menschen, die außerhalb der Mehrheitsgesellschaft steht.

Die Aufforderung Foucaults, solche Lebensweisen zu bevorzugen, die sich gegen den Duktus der Mehrheit wenden und Minoritäten ein-, statt ausschließen, möchte ich erweitern und so die Arbeit und den Beruf der Prostituierten betrachten.

Das Gewerbe selbst wird von der Mehrheitsgesellschaft nach wie vor moralisch geächtet und die dort Tätigen sind bestenfalls als Abhängige und Opfer oder als unmoralische Nymphomanninnen stigmatisiert, die keine Lust haben, einen anständigen Beruf auszuüben.

Prostituierte oder Sexarbeiterinnen widersetzen sich den gesellschaftlichen Normen von Treue, romantischer Liebe und Monogamie, denn allein durch ihren Beruf passen sie nicht in die Vorgaben normierter Sexualität. Deshalb unterliegen ihr Beruf und auch ihre Sexualität der staatlichen Überwachung und der moralischen Ächtung.

Ausgehend von dem Foucaultschen Denkansatz möchte ich die oft vergessene feministische Idee der Frauensolidarität aufgreifen und explizit die Prostituierten mit einbeziehen. Ich bin mir des essentiellen Diktums dieser Forderung durchaus bewusst und argumentiere hier für einen strategisch emanzipativen Essentialismus und spreche deshalb von den Frauen.

Stellen wir uns vor, es existiere eine gesellschaftliche, ethische Vision, die es ermöglicht, Frau zu sein und sexuelle Dienstleistungen zu verkaufen, ohne mit Restriktionen konfrontiert oder durch normative und moralische Vorgaben gegängelt zu werden, dann könnten neue Beziehungsformen und Lebensweisen entdeckt und der Entsolidarisierung unter Frauen entgegengewirkt werden.

## Warum ist Arbeit nicht gleich Arbeit?

Ausgehend von einer moralisch determinierten gesellschaftlichen Rangfolge in der Bewertung von Arbeit möchte ich dem konstruierten Schlusslicht der Prostituierten die ganz oben stehende, verheiratete, maximal halbtags erwerbstätige Mutter gegenüberstellen.

Warum erscheint uns die finanziell abhängige Mutter in ihrer Rolle per se als glücklich und selbstbestimmt und wir stilisieren sie gar zu einem gesellschaftlichem Vorbild, während uns für Sexarbeiterinnen auf Grund ihrer Abhängigkeit positive Leitbilder unvorstellbar erscheinen? Wenn wir Sexarbeit nicht mehr als sittenwidrig betrachten, dann ist die Abhängigkeit von Zuhältern, Freiern oder BordellbesitzerInnen nicht schlimmer als die von einem allein verdienenden Ehemann. Sexarbeiterinnen hätten, wenn die gesetzlichen Regelungen durchgesetzt würden, sogar die Möglichkeit einen ausreichenden Lohn für ihre Dienstleistungen einzuklagen, während die angeblich gesellschaftlich so hoch geschätzte Arbeit einer verheirateten Mutter nur indirekt über den Ehemann bzw. Vater ihrer Kinder entlohnt wird. Folgt sie bei der Partnerwahl den Theorien mancher neoliberaler Ökonomen und hat sich für einen Mann mit üppigem Gehaltszettel oder wenigstens Karrierechancen entschieden, so werden sich ihre finanziellen Abhängigkeiten in Grenzen halten und ihre Gebärleistung wird sich mit den Jahren amortisieren. War sie aber blind vor Liebe oder hatte einfach nur Pech, dann kann ihre Abhängigkeit, an der ja auch noch das Los der Kinder hängt, um ein Vielfaches größer werden als das einer Prostituierten.

Betroffen ob der unerträglichen Abhängigkeit werden Ausstiegsszenarien für Prostituierte entworfen und organisiert, um sie aus ihren „Zwangslagen“ zu befreien, damit sie dann ein „selbstbestimmtes“ Leben führen können.

Müssten nicht auch für abhängige Mütter und Ehefrauen Ausstiegsprogramme geschaffen werden, statt den Ausstieg aus ihren Abhängigkeiten ihrem Selbstmanagement und ihrer eigenen Risikobereitschaft zu überlassen?

Bei aller Euphorie für die Alphamädchen oder die F-Klasse (siehe in Kritik auch Winker, Gabriele, [http://www.feministisches-institut.de/feminismus\\_winker/](http://www.feministisches-institut.de/feminismus_winker/), 2007): Mütter sind nach wie vor in den schlecht bezahlten Jobs zu finden, erledigen ein Großteil der unbezahlten nicht gesehenen Reproduktionsarbeit und sind in den Führungsetagen kaum präsent. Alleinerziehende Mütter sind in besonderer Weise von Armut betroffen und stellen einen signifikanten Anteil der Hartz IV-EmpfängerInnen.

Das haben sich die Frauen mit ihrer Entscheidung für die Familie sicher nicht freiwillig ausgesucht. Da die Gesellschaft kaum alternative Lebensentwürfe zur bürgerlichen Kleinfamilie akzeptiert und wir nach wie vor dem heteronormativen Herren-Signifikanten unterworfen sind, entscheiden sich viele Frauen dafür, dem traditionellen Weg zu folgen, was natürlich auch seine Vorteile hat. Geht alles gut, sind sie finanziell und damit materiell abgesichert und ihnen wird ein Teil der Sorgearbeit abgenommen. Was passiert aber, wenn das Modell nicht trägt, die Liebe vorbei ist, der Mann doch lieber lohnarbeitet oder seine Interessen auslebt, statt sich dem Mühsal der Reproduktionsarbeit zu widmen, sich um den Haushalt und die Kinder zu kümmern? Dann existieren in dieser Konstellation auf einmal sehr existentielle Zwänge für die Mutter, die die Selbstbestimmung bis zur Unfreiheit einschränken.

## **Arbeit aus Liebe ist ungesehene, unbezahlte Reproduktionsarbeit**

Festzuhalten bleibt, dass sich eine Frau, wenn sie sich für Kinder entscheidet, in vielfältige und umfassende Abhängigkeiten entweder vom Ehemann, vom Arbeitgeber oder von staatlicher Fürsorge begibt.

Auch Sexarbeiterinnen befinden sich noch viel zu oft in qualitativ unterschiedlichen Abhängigkeiten von Zuhältern und Bordellbesitzern bzw. von den Forderungen der Freier. Damit ist ihre Situation, lässt man mal die moralische Betrachtung außen vor und vergisst die Klischees, trotzdem nicht ausbeuterischer und weniger selbstbestimmt, als das Leben einer abhängigen Mutter. Sexarbeit ist nach dem Gesetz immerhin eine zu vergütende Dienstleistung.

Für Sexarbeiterinnen wird eine sozialpädagogische Maschinerie angeworfen (und das ja auch nur im Sinne einer Symbolpolitik), um sie von dieser Arbeit zu „erlösen“. Was ja auch richtig ist, wenn Sexarbeit unter Zwangs- und Abhängigkeitsverhältnissen stattfindet. Aber müsste es nicht viel eher ein gesellschaftliches Ziel sein, menschenunwürdige Arbeits- und Lebensverhältnisse zu beseitigen? So halten wir es ganz gut aus, dass alleinerziehende Mütter mittlerweile staatlicherseits und finanziell in Arbeiten gezwungen werden, die weder ihren Qualifikationen noch ansatzweise ihren Lebensentwürfen entsprechen.

Wir sollten es wagen, radikale Forderungen an die Mehrheitsgesellschaft zu stellen, die Verantwortung für alle ihre Mitglieder, dazu zählen auch die nicht intelligiblen, verworfenen, gefährdeten und deklassierten Leben zu übernehmen, ohne dabei Entscheidungen über die Köpfe der „Anderen“ hinweg zu treffen, nur weil deren Lebensstile aktuell nicht passen oder nicht en vogue sind.

Verantwortung hieße dann auch, akzeptable Qualifikationsangebote für Mütter, Sexarbeiterinnen, Reinigungskräfte etc. zu schaffen und nicht Scheinqualifikationen in Näh- oder Computerkursen anzubieten, für die es innerhalb eines von kapitalistischen Paradigmen durchoptimierten Marktes keine Nachfrage gibt.

Die Ehefrau eines gut verdienenden, toleranten Gatten hat die Möglichkeit ihren oft durch moralische und bürgerliche Zwänge geprägten Alltag aufzulockern, indem sie Mal-, Schreib-, Yoga-, Tanz- und Ayurvedakurse besucht. Oft kann sie ihre finanziell gesicherte Situation auch nutzen, um zu studieren und gesellschaftlich anerkannte Abschlüsse und Qualifikationen zu erlangen. Ihr ist es dann freigestellt, ob sie die neuen Fähigkeiten nutzt, um ein Taschengeld hinzuzuverdienen. Sie kann sich auch mit Leib und Seele in die Waldorf- oder Privatschule ihrer Kinder einbringen und hier in unserer Gesellschaft ein anerkanntes Ehrenamt übernehmen. Aber ist das nicht auch ein Stück erkaufte Freiheit? Kann es nicht auch als erarbeitete Autonomie betrachtet werden, wenn sich Prostituierte von ihrem Lohn ihren Urlaubs-, Auto-, Ausbildungswunsch erfüllen oder mit dem Verdienst ihre Familie ernähren oder sich Drogen kaufen, um ihren sonst tristen Alltag erträglicher zu gestalten? Warum avanciert eine solche Frau nicht viel eher zu einer starken selbstbestimmten Figur, sondern bleibt in den gesellschaftlichen Bildern immer ein armes, abhängiges, ausgebeutetes und moralisch verwerfliches Opfer?

Allerdings möchte ich nicht so verstanden werden, dass ich davon ausgehe, dass es in der Prostitution keine massive Ausbeutung gäbe. Es gibt sie – oft auch in extremer Form – und sie muss thematisiert und bekämpft werden. Nur darf dabei nie vergessen werden, dass Ausbeutungs- und Abhängigkeitsverhältnisse nicht durch moralische Positionen bezüglich der Tätigkeit zu beseitigen sind. Wir bekämpfen ja auch nicht das Berufsbild einer Hausarbeiterin oder

eines Kindermädchens, nur weil gerade in diesem Bereich oft Ausbeutungs- und Abhängigkeitsverhältnisse herrschen, die den schlechten Arbeitsbedingungen von Prostituierten oft in nichts nachstehen. Durch die Bresche, die mit moralischen Argumenten in die Mauer der Autonomie geschlagen wird, dringt der Gesetzgeber im vermeintlichen Auftrag der schweigenden Mehrheit ein und erzeugt in diesem moralisch legitimierten Kampf oft erst die Probleme, die er zu beseitigen vorgibt. So ist zum Beispiel die Rechtlosigkeit von Prostituierten ein Kollateralschaden moralisch legitimer Verbote und Bestimmungen. Ausbeutungs- und Abhängigkeitsverhältnisse finden wir aber auch in vielen Partnerschaften und Ehen.

Kämpfen gegen schlechte Arbeits- und Lebensbedingungen heißt in erster Linie, Menschen das Handwerkszeug, die Möglichkeit zu liefern, um sich aus Unterdrückungsverhältnissen zu befreien und ihr Leben selbstbestimmt zu gestalten. Das setzt aber eine umfassende gesellschaftliche Solidarität voraus und erfordert die Bereitschaft situative partielle Affinitäten zu bilden, die immer auch das Andere, das Ausgeschlossene mitdenken. Deshalb sollten sich arbeitende Frauen, egal welcher Profession, ob Altenpflegerin, Mutter, Sexarbeiterin, Professorin, Verkäuferin ... vereinigen und sich gegen jegliche Ausbeutungsverhältnisse solidarisieren oder anders gesagt - durch eine symbolische Aneignung im Sinne von Foucault - Prostituierte werden!



## Care Revolution – ein Weg aus der Reproduktionskrise

16.12.09, Gabriele Winker

**Sorgearbeit für sich und Andere ist von enormer Bedeutung sowohl für das umsorgte Individuum als auch für eine menschenwürdige Gesellschaft – das ist allgemeiner Konsens. Auch dass die privat zu organisierende Sorgearbeit zunimmt, wenn wie derzeit die staatlich abgesicherte Versorgung aus Kostengründen eingespart wird, ist weitgehend unumstritten. Dennoch wird die Frage, wer Sorgearbeit in Zeiten allseits geforderter Erwerbstätigkeit übernehmen soll, im politischen Raum weder aufgeworfen noch beantwortet. Dies hat zur Folge, dass viele Menschen, insbesondere Frauen mit Sorgerepflichtungen gegenüber Kindern, Pflegebedürftigen oder anderen unterstützungsbedürftigen Personen, gezwungen sind, Sorgearbeit oft am Rande der vollständigen Überbeanspruchung tagtäglich neben der eigenen Berufstätigkeit auszuführen. Mit einem Aufruf zur Care Revolution möchte ich das strategische Schweigen durchbrechen und dazu auffordern, Sorgearbeit in ihrer Bedeutung und Gestaltung gesellschaftlich neu zu diskutieren. Ziel soll es sein, gerade den Sorgearbeitenden Muße bei gleichzeitiger sozialer Sicherheit zu ermöglichen, anstatt sie weiterhin einer Doppelbelastung und fehlender sozialer Absicherung auszusetzen.**

Die individuellen Sorgeanforderungen für sich selbst und für andere nahe Personen wachsen in dem Maße, wie die gesellschaftliche Organisation von Arbeit die Wiederherstellung, sprich die Reproduktion der jeweils eigenen Arbeitskraft erschwert. Sorgearbeit ist in diesem Sinn als Reproduktionsarbeit zu verstehen, die nicht-warenförmig, sondern am Gebrauchswert orientiert in familiären Bereichen stattfindet und mit der die eigene oder die Arbeitskraft Anderer wiederhergestellt wird. Diese so verstandene Reproduktionsarbeit ist für die Verwirklichung menschlicher Lebensinteressen von grundlegender Bedeutung. Ohne die umfassende Sorgearbeit von Eltern oder anderen nahen Menschen kann kein Kind überleben. Ohne die individuelle Sorge um die eigene Gesundheit, Fort- und Weiterbildung sowie die Organisation alltäglicher Anforderungen im privaten Raum kann ein Erwachsener nicht am gesellschaftlichen Leben teilhaben. Ohne die Sorgearbeit von Nahestehenden bei Krankheit oder im hohen Alter gibt es kein menschenwürdiges Leben. Die täglichen Reproduktionsarbeiten für Kinder und für unterstützungsbedürftige Erwachsene werden vor allem von Frauen erbracht. In ihrem Umfang überschreiten all die genannten Reproduktionsarbeiten in Deutschland die Erwerbsarbeit um mindestens ein Drittel. Allerdings gibt es im Gegensatz zur Erwerbsarbeit nach wie vor keinen politischen Diskurs dazu, wie und unter welchen Bedingungen Reproduktionsarbeit sinnvoll und Menschen angemessen ausgeführt werden kann.

Das alte Familienernährermodell, wie es in der BRD in den 1960er und Anfang der 1970er Jahre gängig war, hat ausgedient. Damals übernahmen fast ausschließlich Ehefrauen alle Reproduktionsarbeiten und waren im Gegenzug über den Familienlohn und die Kranken-, Berufsunfähigkeits-, Renten- und Arbeitslosenversicherung des Familienernährers sozial abgesichert. Damit wurde allerdings gleichzeitig die patriarchale Abhängigkeit aufrechterhalten, gegen die sich nicht zuletzt die Frauenbewegung seit den 1970er Jahren massiv gewehrt hat. Mit den strukturellen und zyklischen Wirtschaftskrisen ab Mitte der 1970er Jahre wurde das Ernährermodell zusehends instabil. Reallohnsenkungen führten dazu, dass es bis weit in den Mittelstand hinein nicht mehr möglich war, mit einem Lohn eine Familie zu ernähren. Mit dem Verschwinden des Ernährerlohns, aber auch aus emanzipatorischen Gründen stieg die Frauenerwerbstätigkeit kontinuierlich an. Heute ist das neoliberale Konzept der Eigenverantwortung vorherrschend, wonach jeder und jede Einzelne durch Erwerbsarbeit für die eigene Existenzabsicherung verantwortlich ist. Allerdings ist damit bisher keine Umorganisation der

Reproduktionsarbeiten verbunden, obwohl gleichzeitig die Anforderungen an die eigene Gesundheit und Bildung ebenso zugenommen haben wie die entsprechenden Anforderungen an die Kindererziehung.

## **Reproduktionsarbeit in der Krise**

Die Konsequenz: Viele Frauen finden sich heute in einer Art Reproduktionsfalle wieder. Zwar sind sie – wie durchaus gewünscht – erwerbstätig, werden dabei aber mit zunehmenden Flexibilitätsansprüchen der Unternehmen, kontinuierlich steigendem Leistungsdruck, Arbeitszeitverlängerung durch Überstunden und Wochenendarbeit konfrontiert. In einer Art Spagat setzen sie gleichzeitig – entsprechend des neoliberalen Credo der Eigenverantwortung – alles daran, diese beruflichen Anforderungen mit den zunehmenden Aufgaben der Selbstorganisation und den gestiegenen Leistungsansprüchen in der Reproduktionsarbeit zu vereinbaren. In aller Regel führt dies zu Überbeanspruchung und Überlastung. Nur wenige können es sich leisten, diese Doppelbelastung dadurch zu vermindern, dass sie eine Hilfskraft, oft eine schlecht bezahlte Migrantin, für Hausarbeit, Kinderbetreuung und Pflegetätigkeiten beschäftigen. Andere wiederum reduzieren ihre berufliche Arbeitszeit, was die Karrieremöglichkeiten extrem einschränkt und im Falle einer Trennung vom Ehepartner oder Ehepartnerin dazu führt, dass sie, zumal mit der neuen Unterhaltsreform, ihre soziale Absicherung verlieren. Da es für viele Menschen mit hohen Sorgeverpflichtungen keine zufriedenstellenden Auswege aus dem geschilderten Dilemma gibt, spreche ich von einer Krise der Reproduktionsarbeit.

Im Gegensatz zur Lohnarbeit spielt die Reproduktionsarbeit im politischen Handeln bislang keine Rolle. Die derzeitige politische Regulierung ist beinahe ausschließlich darauf ausgerichtet, mit Wachstum welcher Art auch immer die Profitmaschine wieder flott zu machen, die Lebensinteressen vieler BürgerInnen werden nicht ernst genommen. Im Sinne der Aufwertung von Reproduktionsarbeit müssten Programme aufgelegt werden, um insbesondere Sorgearbeitende durch den Ausbau staatlicher Sozialprogramme und durch Arbeitszeitverkürzungen bei vollem Lohnausgleich zu entlasten und sie sozial abzusichern. Aber das Gegenteil ist heute Realität: Die neue Bundesregierung reduziert weiter die soziale Absicherung, um durch die eingesparten Kosten verbesserte Rahmenbedingungen für eine hohe Profitabilität des Kapitals zu schaffen. Nachdem die vorletzte Rot-Grüne Regierung mit Hartz IV das Fundament der Arbeitslosenversicherung zerschlagen hat und die letzte Schwarz-Rote Regierung mit dem Ausbau des Niedriglohnbereichs und einer Rente ab 67 die Rentenversicherung durchlöchert hat, macht sich jetzt die Schwarz-Gelbe Regierung daran die Krankenversicherung auf Kosten der Versicherten zu sanieren mit dem Ergebnis, dass der schleichende Leistungsabbau beschleunigt wird.

All die damit verbundenen neuen Problematiken der Armut, der fehlenden sozialen Absicherungen, der Ungewissheit, der gesundheitlichen Beeinträchtigungen fallen als neue Anforderungen auf die Reproduktionsarbeitenden zurück. Mit den seit Jahren sinkenden Reallöhnen steht vielen Familien immer weniger Geld zur Verfügung. Durch die zusätzliche schrittweise Abkehr von einer grundlegenden Absicherung bei Krankheit, Erwerbslosigkeit und im Alter wird auch die Reproduktionsarbeit immer weiter prekariert. Unterstützungsbedürftige müssen nicht nur umsorgt, sondern mit den wenigen ihnen zur Verfügung stehenden finanziellen Mitteln ernährt und gepflegt werden. Die Kranken erhalten nicht mehr die umfassende Versorgung im Gesundheitssystem, die Lücken sollen von pflegenden Familienmitgliedern ausgefüllt werden. Die Lernprozesse von Kindern sind in überfüllten Klassen mit überforderten Lehrpersonen nicht mehr zu realisieren und Familien werden zu Nachhilfebetrieben. Sorgearbeitende benötigen ein ausgeklügeltes System des Zeitmanagements, um die vielfältigen

Aufgaben überhaupt realisieren zu können, nicht selten bricht ein solch prekäres System zusammen.

### **Zeit für Muße und Sorgearbeit in sozialer Sicherheit**

Umso dringlicher plädiere ich für einen Ausstieg aus Wachstumsfetischismus und Leistungswahn und fordere eine Care Revolution. Dabei geht es um nicht weniger als die Forderung, dass nicht Profitmaximierung, sondern die Erfüllung menschlicher Lebensbedürfnisse wie Muße für sich und Zeit für Sorgearbeit, bei gleichzeitiger sozialer Absicherung, das Ziel gesellschaftlicher Transformationen sein sollte.

Dazu ist erstens eine radikale Erwerbsarbeitszeitverkürzung mit Lohn- und Personalausgleich, die Realisierung eines Mindestlohns sowie ein bedingungsloses, die Existenz sicherndes Grundeinkommen notwendig. Zweitens ist der Ausbau öffentlicher Bereiche zur Unterstützung familiärer Reproduktionsarbeit unerlässlich. Es geht um den Ausbau staatlicher oder vergesellschafteter Dienstleistungen in Bildung, Gesundheit, Soziale Dienste und Pflege bei gleichzeitiger Demokratisierung dieser Bereiche und der finanziellen und normativen Aufwertung personennaher Dienstleistungen. Denn es gibt viele Tätigkeiten, die derzeit im Bereich der individuellen Sorgearbeit oder im Bereich des Ehrenamtes ausgeführt werden, die gemeinschaftlich allerdings sinnvoller und mit höherer Qualität organisiert werden können.

Im Rahmen konkreter Realpolitik geht es also zum einen darum, einen Ausbau von personennahen Dienstleistungen zu realisieren, die zeitliche Reduktionen von Erwerbsarbeit durchzusetzen und damit Arbeit im ganz umfassenden Sinne umzuverteilen bei gleichzeitiger sozialer Absicherung. Eine solche Politik würde es auch Personen mit hohen Sorgeverpflichtungen ermöglichen, Muße neu zu erleben und oft schon gar nicht mehr wahrgenommene Wünsche zu realisieren. Zum anderen kann ein konsequentes politisches Argumentieren im Sinne der Care Revolution darüber hinaus zur Verbreiterung der radikalen Erkenntnis beitragen, dass menschliche Lebensinteressen nicht über profitorientierte Kapitalakkumulation, sondern nur durch gemeinschaftliches Handeln und demokratisch organisierte Institutionen und Angebote zu verwirklichen sind. In diesem Sinn kann ein an Reproduktionsarbeit orientiertes feministisches Denken und Handeln zu einer Unterstützung revolutionärer Realpolitik im Sinne von Rosa Luxemburg beitragen. Eine politische Auseinandersetzung mit Care Revolution könnte eine neu gewendete Debatte um sozialistische Visionen eröffnen. Wünschenswert wäre dies!

# Feministische Theorien

## Feministische Pädagogik in 3D – Feministische Umgangsweisen mit der Geschlechterdifferenz

18.02.09, Melanie Plößer

**Die Suche nach den praktischen Konsequenzen gendertheoretischer Einsichten markiert eine zentrale Aufgabenstellung feministischer Pädagogik. Allerdings wird die Frage, wie in pädagogischen Kontexten mit der Geschlechterdifferenz umzugehen ist, nach wie vor sehr unterschiedlich beantwortet. Wurde in den 1970er und 1980er Jahren vor allem ein anerkennender Umgang mit der Kategorie Geschlecht gefordert, ist der feministische Diskurs seit Mitte der 1990er Jahre von Ansätzen bestimmt, die sich kritisch mit der Differenz auseinandersetzen und die problematischen Effekte eines anerkennenden Umgangs mit der Geschlechterdifferenz hervorheben. Beide pädagogischen Umgangsweisen, Differenzanerkennung und Differenzkritik sollen im folgenden Beitrag nicht als sich gegenseitig ausschließende, sondern als sich notwendig ergänzende Perspektiven herausgestellt werden.**

### Differenzanerkennung

Die Vernachlässigung geschlechtsspezifischer Unterschiede und die Ausblendung der Lebenswelten von Mädchen und Frauen bilden den Ansatzpunkt differenzbezogener Handlungsansätze in der Pädagogik. Werden Differenzen zwischen den Geschlechtern und die damit einhergehenden Ungleichheiten nicht (an-)erkannt - so das Credo differenzbezogener Konzepte - werden pädagogische Angebote den spezifischen Interessen, Bedürfnissen und Problemlagen ihrer Adressat\_innen nicht gerecht und werden bestehende Macht- und Ungleichheitsverhältnisse fortgeschrieben. So helfe erst die Berücksichtigung von Differenzen solche Bedingungen und Verhältnisse zu fördern, in denen Diskriminierungen und Benachteiligungen abgebaut und Subjekte Anerkennung erfahren können. Für die feministische Pädagogik äußerte sich die Forderung der Anerkennung beispielsweise in der Skandalisierung patriarchaler Strukturen, in der Einrichtung von Frauenhäusern, Mädchentreffs und feministischen Beratungsstellen, in der Entwicklung geschlechtsbezogener Bildungskonzepte sowie in der Formulierung von feministischen Handlungsmaximen wie "Parteilichkeit" oder "gemeinsame Betroffenheit".

### Differenzkritik

Dass die Perspektive der Differenzanerkennung nicht unproblematisch ist, ist von so genannten differenzkritischen Ansätzen der Geschlechterforschung deutlich gemacht worden. Diese werfen den differenzbezogenen Ansätzen vor, durch die Praxis der Anerkennung (und durch daraus hervorgehende pädagogische Maximen wie Parteilichkeit oder geschlechtshomogene Angebote) eine ebenso festschreibende wie verkürzende Sichtweise auf ihre Adressat\_innen einzunehmen. Durch die Brille der Anerkennung betrachtet - so der Vorwurf der differenzkritischen Ansätze - würden Differenzen in der Differenz ausgeblendet und Stereotype über die Mädchen und Frauen (re-)produziert. Die Perspektive, die demgegenüber von differenzkritischen - so etwa von queeren oder dekonstruktiven - Differenzkonzepten profiliert wird, zeichnet sich dementsprechend durch die Infragestellung binärer Differenzordnungen und vor allem auch durch die kritische Hinterfragung pädagogischer Umgangsweisen mit diesen Ordnungen aus. Differenzkritische Ansätze wollen die Dilemmata, die mit der Anerkennung der

Geschlechterdifferenz einhergehen, offen legen und eine Irritation der oppositionell und hierarchisch strukturierten Differenzschemata anregen. Weiterhin fordern differenzkritische Ansätze dazu auf, die eigene pädagogische Praxis danach zu untersuchen, wie hier z.B. durch Anreden, Zuordnungen oder Diagnosen Geschlechterdifferenzen (re-)produziert aber auch verschoben werden.

Geht es also bei der Strategie des Differenzbezugs um die Suche nach geschlechtsspezifischen Unterschieden und die Anerkennung derselben, zeigen differenzkritische Ansätze auf, welche Effekte aus dem Engagement für die Anerkennung von Frauen und Mädchen resultieren und welche Ordnungen und Normen im Zuge dieser differenzbezogenen Ansätze ungewollt gestützt bzw. produziert werden. Praktische Beispiele für die Umsetzung differenzkritischer Ansätze in der feministischen Pädagogik finden sich in der zunehmenden Berücksichtigung der Verwobenheit der Kategorie Geschlecht mit anderen Differenzkategorien, der selbstkritischen Auseinandersetzung mit normativen Mädchen- und Frauenbildern, der Entwicklung von Methoden, durch die die Konstruktion der Geschlechterdifferenz aufgezeigt und eine Vervielfältigung von Identitäten angeregt werden können sowie einer kritischen Auseinandersetzung mit heteronormativen Mustern.

### **3-D Perspektive**

Obwohl differenzkritische Ansätze die Möglichkeit eröffnen, die Probleme differenzbestätigender Umgangsweisen aufzuzeigen, können sie diese nicht ablösen. Während differenzbezogene Ansätze eine Festschreibung von Differenz und damit auch eine Fortschreibung ungleicher Differenzverhältnisse befördern können, drohen durch differenzkritische Ansätze die Notwendigkeiten differenzbezogener Positionierungen für die Subjekte wie auch die Potentiale differenzanerkennender Praxen verkannt zu werden (vgl. Mecheril/Plößer 2009, Tatschmurat 1996). So problematisch differenzbezogene Pädagogiken aus differenzkritischer Sicht deshalb einerseits auch sein mögen, so unverzichtbar erweisen sich diese auf der anderen Seite.

Ausgehend von Differenzverhältnissen braucht die feministische Pädagogik deshalb eine 3-D Perspektive im Umgang mit der Geschlechterdifferenz. Das heißt, sie braucht den Fokus der Differenz(an-)erkennung, mit dem unterschiedliche Lebenslagen und Lebenswelten von Subjekten in den Blick genommen werden können. Um die Gefahren der Stigmatisierung und Normierung von Andersheit zu minimieren, und um die vielfältigen Verknüpfungen von Differenzkategorien wahrzunehmen, bedarf es hingegen einer differenzkritischen Perspektive. Diese zeigt auf, dass jeder Bezug auf Differenz und Andersheit unweigerlich festschreibend und produktiv ist und sie eröffnet einen kritischen Blick auf die eigenen pädagogischen Normen und Ausschlüsse. Gerahmt bzw. gehalten werden diese beiden Perspektiven, von dem dritten "D", der Haltung der Dominanzsensibilität (vgl. Mecheril 2002). Dominanzsensibilität bedeutet eine Sichtweise, die Differenzen im Hinblick auf die Machtverhältnisse, in die diese eingebunden sind, wie auch im Hinblick auf ihre Machtwirkungen fokussiert. Eine solche Dominanzsensibilität äußert sich auf der differenzkritischen Seite in einer besonderen Achtsamkeit gegenüber Hierarchisierungen und Abwertungen auf einer symbolischen Ebene. Dominanzsensible Differenzkritik heißt hier vor allem die binär organisierte sprachliche Differenzordnung (Mann-Frau, heterosexuell-homosexuell, gesund-behindert, usw.) aber auch die damit produzierten Normen und Ausschlüsse in den Blick nehmen und verändern zu wollen. Für die differenzanerkennenden Ansätze äußert sich die Haltung der Dominanzsensibilität hingegen vor allem in einer kritischen Achtsamkeit gegenüber strukturellen Ungleichheiten, ungleichen Partizipationsmöglichkeiten sowie ungleichen Rechten und Ressourcen (zur Not-

wendigkeit der Ergänzung unterschiedlicher politischer Strategien im Feminismus vgl. Groß 2008).

Erst die Zusammenführung der beiden unterschiedlichen Umgangsweisen Differenzkritik und Differenzanerkennung durch die Haltung der Dominanzsensibilität eröffnet einen 3D-Blick, das heißt einen vielschichtigeren und tieferen Blick auf die Geschlechterdifferenz und die mit ihr einhergehenden Dilemmata und Probleme.

### Literatur:

- Groß, Melanie (2008): Geschlecht und Widerstand. Post..| queer.. | linksradikal... Königstein
- Mecheril, Paul (2002): Weder differenzblind noch differenzfixiert. Für einen reflexiven und kontextspezifischen Gebrauch von Begriffen. In: IDA-NRW. Überblick 4/2002, Jg. 8, S. 10-16, [http://www.ida-nrw.de/html/Ueberblick\\_4\\_02.pdf](http://www.ida-nrw.de/html/Ueberblick_4_02.pdf)
- Mecheril, Paul/ Plößer, Melanie (2009): Differenz und Pädagogik. In: Oelkers, Jürgen/Andresen, Sabine/Casale, Rita/ Gabriel, Thomas/ Horlacher, Rebekka/ Larcher, Sabina (Hrsg): Handwörterbuch der Pädagogik der Gegenwart. Weinheim
- Tatschmurat, Carmen (1996): Feministisch orientierte soziale Arbeit: Parteilich handeln, dekonstruktivistisch denken? In: Miller, Tilly / Tatschmurat, Carmen (Hrsg.): Soziale Arbeit mit Frauen und Mädchen. Positionsbestimmungen und Handlungsperspektiven. Stuttgart, S. 9-28



## Prozessual-strategische Subjektivität: Handlungsfähigkeit, politische Bündnisse und Widerstand aus queer-feministischer Sicht

01.09.09, Do. Gerbig

**Feminismus nach Butler, wie ist das noch möglich? Meines Erachtens brachte gerade die, durch Judith Butler (1990) ausgelöste Infragestellung einer vermeintlich angeborenen Weiblichkeit und die Dekonstruktion von körperlichem Geschlecht neue und politisch wichtige Denkansätze für Feminismen hervor. Um Subjekte dennoch und auch jenseits der Figur der „Unternehmerin ihrer Selbst“ handlungsfähig und widerständig erscheinen lassen zu können, habe ich in meiner Diplomarbeit den Begriff „prozessual-strategische Subjektivität“ entwickelt. Dabei war für meine Konzeption von Subjektivität und Politik zentral, Widerstand sowohl auf theoretischer als auch auf praktischer Ebene zu formulieren und dabei weder auf subjektive Autonomie zu referieren, noch Herrschaftsverhältnisse unbeachtet zu lassen.**

Was das Subjekt ist und wie es handlungsmächtig wird, war und bleibt Kristallisationspunkt verschiedener wissenschaftlicher und politischer Auseinandersetzungen. Gerade vor dem Hintergrund einer neoliberalen Gouvernentalisierung der Gesellschaft muss m. E. angezweifelt werden, dass die Möglichkeit Widerstand zu leisten, hauptsächlich eine Frage der Ausbildung eines „freien Willens“ ist. Durch die Auseinandersetzung mit poststrukturalistischer, feministischer und queerer Theoriebildung wurden mir die Werkzeuge in die Hand gelegt, um Subjektivität und *agency* (Handlungsfähigkeit) nicht länger als angeborene anthropologische Eigenschaften (Engel 2002: 61) zu entpolitisieren, sondern sie in ihrer historischen Kontingenz und Verankerung in sozio-diskursiven Macht- und Herrschaftsverhältnissen wahrzunehmen. Aus dem Zusammendenken der Arbeiten von Jacques Derrida, Michel Foucault und Judith Butler ergibt sich eine bestimmte Möglichkeit, subjektive und politische Handlungsfähigkeit zu denken, die ich *prozessual-strategisch* bezeichne.

### **Subjektpositionen: prozessual und strategisch**

*Prozessual* zunächst schon deshalb, weil Subjekte mit Derrida gedacht, ebenso wie Bedeutungen, abhängig von Differenzen und dem identifikatorischem Außen, ständig in Bewegung sind und viele Kontexte durchlaufen und aufnehmen müssen. Subjekte befinden sich unablässig im Werden und können nicht als abgeschlossen gedacht werden (vgl.: Bennington/Derrida 1994 u. Derrida 1996, 2004). Zentral ist für mich außerdem Foucaults Begriff der produktiven Macht, die neben Diskursen und Machtverhältnissen (Disziplinartechnologien) auch Subjektpositionen (Selbsttechnologien) hervorbringt. Was seine Arbeit anbietet, ist die Verschiebung einer kohärent gedachten Subjektivität hin zu einem Denken verschiedener, variabler Subjektpositionen, die sich entlang diskursiver Vorgaben und Machttechniken formieren (Foucault 1983, 1993, 1994). Prozessual schließlich auch in Anlehnung an Butlers Begriff der ‚performativen Materialisierung‘ von kulturell intelligiblen körperlichen Subjekten entlang diskursiver Vorgaben. Dieser Prozess der Herstellung ist abhängig von der Wiederholbarkeit und Zitatförmigkeit regulativer Normen. Gleichzeitig sind durch dieses ständige Wiederholen gewisse Instabilitäten in Form von Rissen oder Brüchen bereits ‚vorprogrammiert‘ oder sogar konstitutiv für die Subjektivierung (vgl.: Butler 1990, 1993).

*Strategisch* handlungsfähig wird eine so verstandene Subjektivität, indem sie sich diese prozessuelle Materialisierung in ihrer Offenheit sowie die immer vorhandene Verwobenheit in Machtverhältnisse klar macht und die Herstellung eigener Identität und Praxen gegen diskursive und regulative Normen wendet. Die konstitutive Beschränkung der Subjektivierung

verhindert Handlungsfähigkeit also nicht, aber verortet sie als eine wiederholende, reartikulierende Praxis, welche nie außerhalb von Machtverhältnissen stattfinden kann (vgl.: Butler 1998). Auch mit Foucault ergeben sich strategische Möglichkeiten der Intervention im Spannungsfeld von Unterwerfung und Autonomie durch und bei der Subjektwerdung. Deshalb gilt es, auch nach ihm, neue Formen der Subjektivität hervorzubringen, in denen „wir die Art von Individualität, die man uns jahrhundertlang auferlegt hat, zurück[zu]weisen“ (Foucault 1994: 250). Mit Derridas bejahender Hinwendung zum absolut Anderen (vgl.: Derrida 2005) kann schließlich ein ethischer Rahmen gezogen werden, der vor allem verlangt, jede subversive Strategie oder Politikform beständig und immer wieder daraufhin zu fragen, was oder wer gerade ausgeschlossen wird.

Subjektivität in dieser Weise als *prozessual* und in Machtverhältnissen eingelassen zu konzipieren, kann Möglichkeiten eröffnen, sie *strategisch* für widerständige Praxen gegen diese einzusetzen. Damit soll aber nicht gesagt werden, dass es keine – unter so manchen Bedingungen sozialer Ungleichheit sogar überlebenswichtige – Strategie sein kann, sich den herrschenden Diskursen anzupassen. Außerdem möchte ich auch nicht behaupten, dass *queer-feministische* Theorie und Praxis nur von Menschen betrieben werden kann, die sich immer und ausschließlich subversiv verhalten. Innerhalb der vorliegenden gesellschaftlichen Strukturen ist permanenter Widerstand ohnehin nur schwer denkbar, zumindest ohne den Partizipationsanspruch völlig aufs Spiel zu setzen. Vielmehr ist es mein Eindruck, dass Subjekte zwischen den beiden Polen Anpassung und Subversion pendeln und so manches Mal auch scheitern müssen, um sich erfolgreich zu konstituieren, überleben und widerständig sein zu können.

### **Politik: Bewegung und Bündnisse**

Was bedeutet dieses Konzept von Subjektivität und Handlungsfähigkeit für gegenwärtige und queere oder feministische Bewegungen und Politikformen? Wie wird nach Ablehnung von politischen Strategien, die auf einer geteilten – vermeintlich kohärenten, angeborenen und damit auf nationalistischen Prinzipien beruhenden – Identität fußen, gemeinsames politisches Handeln denkbar, vor allem aber umsetzbar?

Aus der Fragmentierung und dem Brüchig-Werden von Identität, welche „sich als widersprüchlich, partiell und strategisch“ (Haraway 1995: 40) erweist, kann ein neues Verständnis von Verbindung und eine „andere mögliche Strategie der Koalitionsbildung“ (ebd.: 41) entstehen: „Affinität statt Identität“ (ebd.). Damit geht es auch bei feministischer Politik darum, einen Raum zu konstruieren, „der nicht mit Handlungen auf der Grundlage natürlicher Identifikation gefüllt werden kann, sondern nur aufgrund bewusster Koalition, Affinität und politischer Verwandtschaft“ (ebd.: 42). Innerhalb dieser Räume kann durch das Zusammentreffen von „virgin, whore, mother, etc.“ die Freiheit einer kollektiven Unsicherheit, „a groundless solidarity“ (Elam 1994: 84) entstehen. Differenzen sind immer da und vermehren sich ständig, deshalb ist ein respektvoller Umgang mit ihnen notwendig, der aber nicht impliziert, dass das „Andere“ durch den richtigen Umgang zum Identischen gemacht werden kann. Politik sollte jedoch nicht in der Klärung dessen, was oder wer die „Anderen“ sind, zum Erliegen kommen oder versuchen zu (er)klären, was deren Andersheit heißt.

Aus einer *queer-feministischen* Perspektive auf widerständige Praxen und im Hinblick auf die zentrale Frage nach Gestaltungsmacht ist es notwendig, nicht nur Diskriminierungen und Gewalt, sondern auch gesellschaftliche Systeme und Institutionen zu bekämpfen, welche die ungleiche Verteilung ökonomischer, sozialer und symbolischer Ressourcen sicherstellen. Politiken, die Rechte einfordern, sollten dementsprechend nicht verworfen werden, aber auch nicht länger darauf abzielen, „sexuellen Minderheiten einen Platz im Recht zu sichern und sie



vor Diskriminierung zu schützen“ (quaestio 2000: 24), sondern vielmehr darauf, die „Bedingungen gesellschaftspolitischer Auseinandersetzung und Praxis zu verändern“ (ebd.: 25). Vor jeder Frage nach den passenden politischen Strategien steht damit unbedingt die Überlegung, wie die heteronormative, androzentristische und rassistische Verfasstheit gesellschaftlicher Institutionen immer zugleich die Bedingungen für politische Praxis und Gestaltungsmacht definiert (Engel 2002: 59).

### **Praxen: Widerstand und Scheitern**

In meiner bisherigen Arbeit zu Subjektivität, *agency* und Widerstand schien ein wenig geliebtes und theoretisch kaum bearbeitetes Phänomen, nämlich das Scheitern, immer wieder auf. Entgegen der beinahe durchgehend negativen Konnotation, gehe ich davon aus, dass dem Scheitern, sowohl in Verbindung mit Subjektkonstituierung als auch mit *agency* und Entwürfen widerständigen Handelns eine produktive Kraft innewohnt – und dies auf vielerlei Weise. Zunächst, Judith Butler folgend, schon in der Subjektwerdung, denn wir alle müssen uns zwar dem regulativen Ideal verkörperter und vergeschlechtlicher Subjektivität annähern, ohne dies aber niemals erreichen zu können. Darüberhinaus können Exklusionserfahrungen oder das Nicht-Erfüllen-Können oder Wollen normativer Vorgaben uns dazu antreiben, alternative Subjektpositionen, Handlungsmöglichkeiten oder politische Strategien zu entwickeln und anzustreben. Außerdem nicht zu vernachlässigen ist die Tatsache, dass das Scheitern gewisser Protest- und Widerstandsformen Alternativen hervorgebracht hat und somit auch als bewegendes Moment für neue widerständige Handlungskonzepte lesbar wird. Dies kann gut am Beispiel des Feminismus nachvollzogen werden. Die berechtigten Aufschreie schwarzer Frauen, die sich durch einen nach innen geschlossenen weißen Mittelstands-Feminismus (der nicht auf seine Weißheits-Privilegien reflektierte) nicht repräsentiert fühlten und nicht repräsentieren lassen wollten, führte zur Entstehung des *Black Feminism*. Durch die aufkommende Queer Theory und queeren Aktivismus, wurden noch weitere Ausschlüsse durch Identitätspolitik in Frage gestellt und neue Formen widerständiger Praxen und Bündnisse ins Leben gerufen.

Widerstand verstehe ich dabei nicht, als einzig in Revolutionen und radikalen Umstürzen sichtbar oder denkbar. Subversion kann sich oft nur in kleinen Unterscheidungen zum Hegemonialen ausdrücken und sollte deshalb in ihrer Vielfalt anerkannt werden. Auch zu stark vereinfachend wäre, Widerstand in der Opposition oder Verweigerung der Anpassung zu begreifen, denn häufig scheint im Hinblick auf Teilhabemöglichkeiten eine Menge Anpassung nötig, um überhaupt subversiv handlungsfähig werden zu können.

## Literatur:

- Bennington, Geoffrey /Derrida, Jacques (1994): Jacques Derrida. Ein Porträt, Frankfurt am Main.
- Butler, Judith (1990): Gender Trouble, New York, London.
- Butler, Judith (1993): Bodies that matter: on the discursive limits of "sex", New York.
- Butler, Judith (1998): Hass spricht. Zur Politik des Performativen, Berlin.
- Derrida, Jacques (1996): Grammatologie, Frankfurt am Main.
- Derrida, Jacques (2004): Die Différance, in: *Engelmann, Peter* 2004,76-113.
- Derrida, Jacques (2005): Gesetzeskraft. Der "mystische Grund der Autorität", in: *Wetzels, Stefan Moebius; Dietmar* 140-153.
- Elam, Diane (1994): Towards a Groundless Solidarity, in: (*dies.*) 1994, 64-88.
- Engel, Antke (2002): Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (1983): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1, Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (1993): „Leben machen und Sterben lassen“, *Lettre internationale* (63), 62-67.
- Foucault, Michel (1994): Warum ich Macht untersuche: Die Frage nach dem Subjekt, in: *Dreyfus, Hubert L. and Rabinow, Paul* 1994, 243-261.
- Haraway, Donna (1995): Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften, in: *dies.* 1995,33-72.
- quaestio (Hrsg): Nico J. Berger, Sabine Hark, Antke Engel, Corinna Genschel, Eva Schäfer (2000): Queering Demokratie. Sexuelle Politiken, Berlin.

# Gewalt

'Hottentot Venus' oder: Fetischismus als Wissenschaftspraxis

23.09.09, Sabine Ritter

**Emanzipatorische Wissenschaft hat die Aufgabe, soziale Verhältnisse zu analysieren und zu dekonstruieren. Aber auch Gesellschaftskritik ist in historischen und aktuellen Diskursen verankert und bedarf, will sie ihr Potential ausschöpfen, kontinuierlicher Reflexivität. Deren Fehlen hat sich im Fall der postkolonialen Rekonstruktionen einer zum anthropologischen Forschungsobjekt des 19. Jahrhunderts diskriminierten Frau als Auslöser eines veritablen 'race-and-gender-bias' erwiesen: im Bemühen, die Geschichte der sogenannten 'Hottentot Venus' als Beispiel kolonialen Unrechts und Missbrauchs zu thematisieren, werden sexistische und rassistische Stereotype reproduziert. Darüber hinaus erschafft die reduktionistische Sicht auf das Phänomen 'Hottentottenvenus' eine neuartig fetischisierende Eindimensionalität.**

Im Zentrum der stilbildenden »Steampunk Trilogy« des US-amerikanischen Science Fiction Autors Paul di Filippo aus dem Jahr 1995 steht eine Novelle, die mit »Hottentots« überschrieben ist. Die Erzählung vermischt Historie und Fiktion, Rassismusgeschichte und Wissenschaftskritik, Abenteuerroman und Satire. Sie spielt im viktorianischen Zeitalter und beschreibt die abstrus-spektakuläre Jagd nach einem Fetisch, nämlich den seziierten und eingelegten Genitalien der sogenannten 'Hottentottenvenus'. Jener Figur liegt die Geschichte der realen Person Sarah Baartman zugrunde.

1810 reiste sie aus Kapstadt nach London und wurde dort ethnopornographisch zur Schau gestellt. Dabei stand ihr Hintern im Fokus der Werbeplakate, der Shows und der öffentlichen Aufmerksamkeit. Ein ausladendes Gesäß, diffamiert als 'Fettsteiß', gehörte wie auch 'hängende Brüste' und 'übergroße Schamlippen' zu den stereotypisierenden Zuschreibungen, die die europäische Welt seit vielen Jahrzehnten für indigene Südafrikanerinnen bereithielt und mit deren Hilfe diese sowohl als monströse Ungestalten wie auch als sexualisierte Attraktionen dargestellt wurden. Entsprechend zeigte man Sarah Baartman als dressiertes wildes Tier in einem Käfig. Zugleich gab es aber auch die hocherotisierte, begehrende Sicht auf sie, wofür das Gesäß und die ihre Genitalien bedeckende Schürze standen.

1814 kam Sarah Baartman nach Paris. Dort wurde sie nicht nur von zahlendem Publikum als 'Vénus hottentote' bestaunt, sondern auch von den führenden Anthropologen begutachtet: Georges Cuvier, Begründer der vergleichenden Anatomie, vermaß ihren lebendigen Leib als den einer 'typischen Hottentottin'. Nach ihrem Tod 1815 wurde ihr Leichnam von ihm zum exemplarischen weiblichen Rassenkörper seziiert. Bei dieser Gelegenheit entnahm Cuvier nicht nur ihr Gehirn, sondern auch ihr Geschlechtsteil, das seiner Meinung nach bewies, dass es die mysteriöse 'Hottentottenschürze', eine übermäßige Vergrößerung der inneren Schamlippen, als Zeichen minderwertiger Wildheit gebe. Nach der Sektion, die Cuvier in einem Bericht des Jahres 1817 minutiös dokumentiert hat, wurden ein kolorierter Gipsabdruck des toten Körpers sowie Sarah Baartmans Skelett bis 1982 im Pariser Musée de l'Homme ausgestellt und ihr Gehirn und ihre Genitalien im Magazin verwahrt. Diese körperlichen Überreste wurden am 9. August 2002 nach jahrelangem diplomatischem Tauziehen zwischen Frankreich und Südafrika in der Nähe von Kapstadt in einem Staatsakt beigesetzt.

Di Filippo hat aus dieser in Wissenschaft, Politik und Kunst stark ventilerten Geschichte eine Räuberpistole gemacht, in der Cuvier als Schwarzmagier aus der 'Hottentottenschürze' einen Fetisch zaubert. Zauberkünste aber sind keineswegs nötig, um eine Person auf ihren Körper oder gar einen Teil davon zurückzuschneiden; vielmehr handelt es sich bei solchen Operationen um sozial antrainierte Handlungen, die 'die Anderen' zum Objekt degradieren: »Dieses Ersetzen des *Ganzen* durch ein *Teil*, eines *Subjekts* durch ein *Ding* - ein Objekt, ein Organ, ein Körperteil - ist der Effekt einer sehr wichtigen Repräsentationspraxis - *Fetischismus*«, schreibt Stuart Hall in »Das Spektakel des 'Anderen'«. Die Zerstückelung Sarah Baartmans durch Cuvier, die Präsentation ihres Schädels und ihrer Knochen im Musée de l'Homme und die Präparation ihres Hirns und ihrer Vulva, war ein entmenschlichender Schändungsakt, in dessen Mittelpunkt die Verifikation alter Zuschreibungen an weiblich-'hottentottische' Genitalien stand.

Initiiert durch Beiträge des kritischen Biologen Stephen J. Gould und des Kulturwissenschaftlers Sander L. Gilman wurde 'die Hottentottenvenus' seit den 1980er Jahren zum Standardbeispiel postkolonialer Theoriebildung. Auch Stuart Hall schilderte den Fall in seinen Überlegungen zu Ideologie, Identität und Repräsentation. Was ihm wie seinem Stichwortgeber Gilman nicht bewusst gewesen zu sein scheint, ist, dass die Kritik selbst durch ihre Darstellungsweise der 'Hottentottenvenus' nicht nur Gefahr läuft, die Zurschaustellung Sarah Baartmans zu reproduzieren. Vielmehr beschränkt sie sich in ihrem analytischen Bemühen auf die Explikation ihrer angeblich abnormen Geschlechtlichkeit. Gould, Gilman und Hall ignorieren, was den von ihnen herangezogenen Quellen mühelos zu entnehmen ist: dass Cuvier durchaus auch Sarah Baartmans Gehirn sezirt und eingelegt hat, dass ihr Schädel im anthropologischen Museum zu besichtigen war, dass beides für die Anthropologie des 19. Jahrhundert bedeutsam gewesen ist und dass es zur Rede von abnorm-pathologisch-hypersexualisierten 'Schwarzen' immer Gegendiskurse gab. Stattdessen schreibt Stuart Hall, dass Sarah Baartman auf ihren Körper »und ihr Körper wiederum [...] auf ihre Geschlechtsorgane reduziert« wurde. Eine Tafel aus einem Grundlagenwerk der Kriminalanthropologie, die sechs als deviant markierte Vulven zeigt, dient dieser Behauptung als Illustration - ohne dass diese Abbildungen analytischen Surplus böten oder mit der 'Hottentottenvenus' in direktem Zusammenhang stünden. Im von ihm selbst so definierten Sinne erscheint Fetischismus als ein wesentliches Element seiner Vorstellung von Sarah Baartman, denn auch er repräsentiert sie in Text und Bild dezidiert durch ein Fragment, das obendrein noch pornographisch ist.

Nach Hall bedeutet Fetischismus, »die Ersetzung einer [...] verbotenen Kraft durch ein 'Objekt'«. Im Falle Sarah Baartmans wurde angeblich »der Blick des Betrachters von ihren Genitalien, dem Objekt seiner wirklichen sexuellen Obsession, auf ihr Hinterteil *verschoben*.« Diese Verschiebung aber ist das Werk derer, die sich eindimensional auf den Umgang mit den sezirten Genitalien kapriziert und sämtliche weiteren anthropologischen und allgemein kulturalistischen Operationen Cuviers und seiner Nachfolger ausgeblendet haben. Nur so konnte aus dem üppigen Hintern, der, wie viele zeitgenössische Beispiele zeigen, dem herrschendem Begehren entsprochen hatte und zum »zeitgeist of the late Georgian Britain« wie zum modischen Cul de Paris gehörte, ein fetischisierter Signifikant für abnorme weibliche Geschlechtsteile werden. Indem sie die Ergebnisse sozialer Zurichtung des Körpers unreflektiert gelassen hat und die kulturellen Dimensionen von Körperlichkeit ausgeklammert ließ, hat die antirassistische Wissenschaft ungewollt rassistische Stereotype fortgeschrieben und einen neuen Fetisch kreiert, der für eine Figur steht, die das 19. Jahrhundert so monochrom und eindimensional nie vor Augen hatte: die hypersexualisierte Hottentottin.

### Weiterführende Literatur:

- Gilman, Sander L.: Hottentottin und Prostituierte. Zu einer Ikonographie der sexualisierten Frau. In: Ders.: Rasse, Sexualität und Seuche. Reinbek 1992: Rowohlt, S. 119-154.
- Hall, Stuart: Das Spektakel des 'Anderen'. In: Ders.: Ideologie - Identität - Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4. Hamburg 2004: Argument, S. 108-166.
- Magubane, Zine: Which Bodies Matter? Feminism, Poststructuralism, Race, and the Curious Theoretical Odyssey of the 'Hottentot Venus'. In: Gender & Society, 15, 2001, 6, S. 816-834.
- Ritter, Sabine: 'Présenter les organes génitaux'. Sarah Baartman und die Konstruktion der Hottentottenvenus. In: Wulf D. Hund (Hg.): Entfremdete Körper. Rassismus und Leichenschändung. Bielefeld 2009: transcript, S. 117-163.

# Interventionen

## Queer goes Pop? Zur Ambivalenz von Sichtbarkeit und Disziplinierung im Mainstream

18.04.09, Melanie Groß

**Queer ist inzwischen ein fester Bestandteil der uns umgebenden Popkulturen. Doch wie ist das Verhältnis von Queer und Pop? Um welchen Preis wird Queer Pop? Das Spannungsfeld von Sichtbarkeit und Disziplinierung eröffnet einerseits neue Räume für Identifikationen und überschreitet Grenzen ‚des Normalen‘, andererseits begrenzt es diese Räume zugleich.**

Ein Blick ins Fernsehen fördert heute erstaunliche Mengen an queeren Lebensweisen zutage. Seien es Daily Soaps wie Verbotene Liebe (ARD), aufwändig produzierte US-amerikanische Prime Time Serials wie Six Feet Under (HBO/VOX) oder deutsche Doku-Soaps wie Frauenaustausch (RTL 2) - ohne Schwule, Lesben, trans- oder bisexuelle Charaktere scheinen sie alle nicht mehr auszukommen. In der Verbotenen Liebe sehen wir Lesben heiraten und einen Schwulen gegen die Homophobie im Amateur- und Profi-Boxen kämpfen. In Six Feet Under sind wir beeindruckt von einem sehr religiösen Beerdigungsinstitutsleiter, der mit einem Ex-Polizisten zusammenlebt und Kinder adoptiert. Über fünf Staffeln der Serie hinweg ist ihre Beziehung die einzige, die Bestand hat. Bei Frauenaustausch tauchen statt der sonst ihre Qualitäten als Hausfrauen und Mütter demonstrierenden Frauen Drag-Queens wie Nina auf, die die Gastfamilie in der tristen Platte mit ausgedrückten Kippen im Blumentopf und demonstrativ zur Schau gestelltem Desinteresse an häuslichen Tätigkeiten zur Verzweiflung bringt.

Neben solchen Highlights sind in den letzten Jahren auch komplette Serien entstanden und erfolgreich gewesen, die explizit nicht-heterosexuelle Geschichten erzählen: Queer as Folk (Showtime/Pro7) oder The L-Word (Showtime/Pro7) haben große Zuschauer\_innenzahlen erreicht. Gerade räumt mit Itty-Bitty-Titty-Committee ein Indie-Kino-Film haufenweise Preise ab mit der Geschichte einer radikal-postmodern-queer-trans-feministischen Aktivist\_innen-Gruppe, die mit Witz, Sex und Radikalität politische Aktionen ungemein attraktiv erscheinen lässt.

Auch wenn sich der Eindruck nicht von der Hand weisen lässt, dass in Zeiten von ökonomistisch verstandenem Diversity Management das Augenmerk der Werbeindustrie auf der Erschließung neuer Marktsegmente liegen dürfte: Diese Präsenz und Sichtbarkeit von sexuell verdächtigen Lebensweisen im Mainstream ist in dieser Breite neu und hoch erfreulich. Noch bis in die 1980er Jahre hinein war Homosexualität auf der Leinwand und im Fernsehen entweder verschlüsselt zu sehen, oder die Darstellungen bewegten sich meist in sehr engen Klischees, Abwertungen oder exzentrischen Exotisierungen. Bis in die 1960er Jahre war die Darstellung von Homosexualität im US-amerikanischen Kino durch den von 1934 bis 1967 geltenden Hays-Code gänzlich verboten und lässt sich in vielen Produktionen nur ‚zwischen den Zeilen‘ erkennen (vgl. Gasperi 2008). Der Hays Code war nie gesetzlich verankert, umso mächtiger aber fungierte er als Freiwillige Selbstkontrolle der Hollywood-Produktionsfirmen: Eine eigens zur Kontrolle eingesetzte Production Code Administration nahm jedes Drehbuch unter die Lupe und konnte hohe Geldstrafen verhängen. Erst ein Gerichtsbeschluss aus den 1960er Jahren setzte dem Hays Code schließlich ein Ende.

## **Sichtbarkeit eröffnet Räume für Identifikation**

Die heute deutlich breitere Sichtbarkeit und Normalität für verschiedene sexuelle Orientierungen und Identitäten eröffnet neue Räume für vielfältigere Identifikationen. Lesben, Schwule, Bisexuelle, Transgender oder Transsexuelle werden durchaus differenziert und individuell dargestellt. Diese Sichtbarkeit trägt auch ins letzte provinzielle Wohnzimmer, dass es auf dieser Welt auch etwas anderes als die heteronormative Klein- und Kleinstfamilie gibt. Die gezeigten Zweier-Liebesverhältnisse sind zwar nicht gänzlich entstandardisiert und die Figuren sind auch nicht polymorph pervers - aber zumindest scheinen sie nur noch seriell monogam zu sein.

Die Repräsentationen der Charaktere sind vielfältig: Gerade die Logik der Serie bietet mehr Spielräume als ein mühsam formuliertes Flugblatt sie je aufzeigen könnte: Nicht eine einzige Familie in der Verbotenen Liebe ist ‚klassisch‘: Es sind hochkomplexe Patchwork-Familien, mehrfach wechseln Mütter und Väter, Kinder kommen dazu, verschwinden wieder. Gerade die Daily Soaps präsentieren uns das umkämpfte Feld der Identität auf verblüffend postmoderne Weise: Figuren wechseln ihre Identitäten und sexuellen Orientierungen, wie es gerade ins nie enden dürfende Drehbuch passt - sogar die Schauspieler\_innen werden hin und wieder einfach ausgetauscht, ohne dass die Handlung unterbrochen würde.

## **Was ist der Preis der Sichtbarkeit?**

Und dennoch - bei aller Begeisterung: Sichtbarkeit von Queers im Pop gibt es nur für den Preis der Disziplinierung. So dürfen Schwule in der Lindenstraße (ARD) immer noch keinen Sex haben - Frauen in The L-Word dafür umso mehr. Die heteronormative Schaulust begrenzt die Sichtbarkeit auf ein scheinbar erträgliches Mittelmaß, das nicht überfordert und dennoch die Lust auf das Exotische, das Andere bedient und nährt. Zweigeschlechtlichkeit wird nur ausgesprochen selten grundsätzlich in Frage gestellt. Heteronormativität als Matrix der Gesellschaft bleibt in der Regel unhinterfragt. Auch wenn Familien beispielsweise immer brüchiger werden, suchen die meisten Figuren auf der Leinwand immer noch ihr Glück in der romantischen Zweierbeziehung. So bleibt Sichtbarkeit in einem Spannungsverhältnis von Normalisierung auf der einen Seite und Disziplinierung auf der anderen Seite, um anschlussfähig an heterosexuell verfasste Gesellschaften zu bleiben - das eine ist ohne das andere nicht zu haben.

Es wäre allerdings ein Fehler ‚abweichende‘ Sexualitäten im Mainstream nur dann anzuerkennen, wenn sie politisch korrekt und progressiv daher kommen würden - damit werden Lebensweisen und Identitäten auch aus kritischer Perspektive markiert und zum Anderen gemacht. Warum sollte eine Lesbe in einer Daily Soap nicht stinklangweilig und spießig sein dürfen? Das sind alle anderen Figuren ja auch.

Das Salz in der popkulturellen Suppe sind aber natürlich genau die Figuren und Geschichten, die mit Hegemonialem brechen - es entweder überspitzen oder unterlaufen, die Geschichten re-artikulieren, umschreiben, neu und anders zitieren. Sie sind immer noch radikaler, lauter und progressiver und eher im Independent-Bereich zu finden als im Mainstream, aber immer öfter überschreiten sie die Grenzen.



## "In einem Spiel für Männer braucht man keine Joker" - Das Sprechen über Geschlecht bei Star Trek

27.06.09, Britta Hoffarth

**Geschlechterdarstellungen in populären Medien sind traditionell ein bedeutsames feministisches Thema, da sich in Medien dominante Vorstellungen von sowie ein Alltagswissen über Geschlecht diskursiv kondensieren. Aus feministisch-informierter Perspektive wird in diesem Text eine Szene der Star Trek-Episode mit dem Titel 'Verbotene Liebe' (im Original 'The Outcast') einem Close Reading unterzogen, welches die Verhandlung von Geschlechterinszenierungen fokussiert.**

Zur Beschreibung der Szene: Fünf, sechs Offiziere des Raumschiffs USS Enterprise sitzen gemeinsam um einen runden Tisch und spielen Karten. Der folgende Wortwechsel findet zwischen den weiblichen Offizieren Deana Troi und, Beverly Crusher sowie dem männlichen Sicherheitsoffizier Worf statt. Gegenstand der Unterhaltung sind - in diesem Moment nicht anwesende - Besucher der Enterprise, die J'naii. Sie unterscheiden sich von den bisher auf der Enterprise bekannten Spezies durch das signifikante Merkmal, dass sie weder als männlich noch als weiblich erkennbar sind, also kein eindeutig identifizierbares Geschlecht besitzen: "the J'naii are androgynous and do not identify themselves as either male or female" (Startrek.com). Das Erleben dieser Begegnung ist Thema im Gespräch der Pokerrunde.

Troi: Also Freunde, in dieser Runde heißt das Spiel Föderationstag.

Worf: Und wieso?

Troi: Nun, die Föderation wurde 2161 gegründet. Das heißt, 2, 6 und Asse sind Joker.

Worf: Das ist ein Spiel für Frauen.

Troi: So? Und warum bitte?

Worf: So viele Joker dienen nur zur Unterstützung eines schwachen Blattes. In einem Spiel für Männer braucht man keine Joker.

Crusher: Sie meinen also, das wäre ein Spiel für Frauen, weil wir Frauen schwach sind und Hilfe brauchen?

Worf: Ja.

Crusher: Erst heute Nachmittag gab ich einem der J'naii zu verstehen, dass eine solche Ansicht vollkommen antiquiert ist.

Worf: Die J'naii. Sie nerven mich.

Troi: Wieso, Worf?

Worf: Sie tun es einfach. Weil sie alle gleich sind. Keine Männer, keine Frauen.

Troi: Wir kommen ihnen sicher genauso komisch vor.

Crusher: Einer der J'naii scheint bei sich einen Unterschied zu spüren. Zumindest in Bezug zu einem von uns. Ich kann mich irren, aber ich habe den Eindruck, dass sich Soren zu Commander Riker hingezogen fühlt.

Worf: Ein Mensch und ein J'naii? Ganz unmöglich.

Data: Wieso?

Troi: Gute Frage. Worf?

Worf: Bei diesen vielen Jokern ist es schwer zu sehen, was für Karten man überhaupt hat. Wie auch immer, ich eröffne mit 50.

### What the hell is going on: Kontext und Thematisierungen von Geschlecht

Ich möchte an dieser Szene zwei Aspekte vertiefen. Zum Ersten und recht verkürzt geht es um die Bedeutung des Raum-Arrangements, zum Zweiten und etwas ausführlicher um die Thematisierung von Geschlecht. Bedeutsam erscheinen mir diese Aspekte, weil sie miteinander verknüpft sind: Der erste Aspekt - der soziale Raum - stellt eine Ermöglichungsbedingung des



zweiten Aspekts - die Verhandlung von Verständnissen von Geschlecht - dar. Die räumlich-visuelle Inszenierung der Szene (das Kartenspiel, die Beleuchtung, die Anordnung der Figuren) metaphorisiert ein Stammtisch-Setting, in dem besondere Sprechregeln gelten. Damit wird funktional ein Raum geschaffen, in dem sich ein sowohl informelles wie formelles Sprechverbot umgehen lässt, das während anderer Settings die Thematisierung des Privaten verhindert. In der Inszenierung dieses Bruchs artikuliert sich die Existenz sozialer Praxen der Professionalität im System Enterprise: Thematisierungen der eigenen ideellen Disponiertheit als persönliche Ansicht, wie in diesem Fall durch Worf, sind formal unerwünscht. Das Stammtisch-Arrangement öffnet so einen informellen Rahmen, in dem die Möglichkeit besteht, ein privatisiertes Unbehagen in einer sehr spezifizierten Öffentlichkeit zu äußern, ohne den eigenen Status des Professionellen zu gefährden.

Das Arrangement hat also die Funktion, Sprechen über speziell Tabuisiertes zu ermöglichen. Was ist tabu? Das Sprechen über Geschlecht, genauer, über das Unbehagen daran, Geschlecht nicht eindeutig identifizieren zu können. Mit seiner Bemerkung "Das ist ein Spiel für Frauen." leitet Worf "Geschlecht" als Topos ein. Er artikuliert mit seiner Aussage seine Geringschätzung erstens gegenüber den von Troi vorgeschlagenen Regeln im Speziellen sowie zweitens gegenüber "Frauen" im Allgemeinen. Worf's Konzept von Weiblichkeit wird zunächst nicht genauer spezifiziert, hier wird von ihm bei den Anwesenden ein Allgemeinwissen darüber vorausgesetzt, was unter dem Begriff verstanden werden soll. In dieser ritualisierten, alltäglichen Nicht-Thematisierung dessen, dass es sich um ein Konzept handelt, das nicht allein biologische Tatsachen beschreibt, sondern vor allem wirksame Strukturen der Ungleichverteilung von Macht transportiert, formt sich besonders das Normative heraus, das in der Voraussetzung steckt: Wenn ich "Frau" sage, wissen nicht nur alle, was ich meine, sondern sie sind auch mit dem einverstanden, was ich darunter verstehe. Crusher paraphrasiert - möglicherweise ironisierend - Worf's Prämisse, indem sie fragt: "Sie meinen also, das wäre ein Spiel für Frauen, weil wir Frauen schwach sind und Hilfe brauchen?" Sie widerspricht dieser von ihm bestätigten Aussage über Frauen im nächsten Satz, indem sie seine Ansicht als "antiquiert" bezeichnet und damit eine machtvolle Erzählung zitiert, in der eine ehemals oder an anderem Ort gültige Wahrheit über Geschlecht (etwa "Frauen sind schwächer als Männer") durch eine andere, neuere Wahrheit (ja, welche denn nun?) ersetzt und damit delegitimiert werden: Crusher bezeichnet Worf's Ansicht als "antiquiert". In dieser kurzen Sequenz findet eine Verhandlung von Geschlecht ("weil wir Frauen schwach sind und Hilfe brauchen") sowie eine Verhandlung von Regeln des Sprechens über Geschlecht ("dass eine solche Ansicht vollkommen antiquiert ist") statt.

Worf's affektiv kodierte Aussage "Die J'naii, sie nerven mich", zitiert zum einen eine Praxis der Unterscheidung nach Ethnie, zum anderen eine Praxis, in der solcherart konstruierte Unterscheidungen als emotional relevant dargestellt werden, wodurch ihre kulturelle Konstruiertheit durch die Konstruktion individueller Relevanzstrukturen verdeckt wird.

Neben anderen Aussagen, die auf Praxen der Wahrheitskonstruktion hin analysierbar wären, fällt vor allem Worf's Forderung nach heteronormativen Unterscheidungsmerkmalen ins Auge. Sein Vorwurf lautet: "Sie sind alle gleich. Keine Männer, keine Frauen." Die von ihm konstatierte "Gleichheit" bezieht sich auf visuell erkennbare Geschlechtsmerkmale. Die Geschlechtslosigkeit der J'naii wird hier als Verstoß gegen bekannte kulturelle (Körper-Inszenierungs-)Praxen markiert. Die J'naii besitzen in der heteronormativ strukturierten Kultur der Enterprise, welche - darauf weist Worf hin - den legitimen Handlungs- und Sprechrahmen setzt, keinen Status der Fraglosigkeit, sie werden als Abweichler markiert. Worf stellt somit ein Moment des Ausschlusses her, indem er auf die Kategorien "Männer" und "Frauen"

zurückgreift. Mit der Wiederholung dieser Kategorien und ihrer Setzung als absolute Wahrheit reproduziert Worf eine Matrix der Zweigeschlechtlichkeit als normativ, fraglos und gut.

Der Protest gegen diese Reproduktion heteronormativer Strukturen, den in dieser Szene Troi und Crusher übernehmen, gilt nicht der Problematik der performativen Wiederherstellung binärer Geschlechternormen, sondern vielmehr der Problematik, dass diese Wiederherstellung eine "antiquierte Ansicht" darstellt. Diese Kritik ist zweifach problematisch. Zum Ersten ist der Verweis "antiquiert" lesbar als ‚unhip‘, hier wird also gegen ein Gebot des Chic verstoßen. Dieser Verweis thematisiert jedoch nicht die Verwobenheit von Geschlecht und Machtverhältnissen und erlebten sozialen Ungleichheiten. Zum Zweiten markiert sich Worfs Aussage als Artikulation einer individuellen Ansicht, nicht als Artikulation einer diskursiven Wahrheit, die jahrhundertlang für eben diese Ungleichheit gesorgt hat. Diese Markierung als individuell entschärft das Performative und Machtaffirmierende seiner Aussage. Das hinter dieser Aussage zu rekonstruierene Argument könnte lauten: Eine Ansicht ist etwas Persönliches, kann frei geäußert werden, ist etwas Harmloses, muss nicht geteilt werden. Allerdings stellt sie das Performativ eines geteilten historischen Common Sense dar und besitzt damit eine ganz andere Wirkmacht.

## Weiterdenken und Science Fiction

Dieses kleine und unvollendete Close Reading des noch viel kleineren Ausschnitts aus Star Trek kann allenfalls eine heuristische Übung darstellen, deren Ziel nicht sein kann, wahre Aussagen über Geschlechterdarstellungen bei Star Trek zu formulieren, sondern deren Ziel es vielmehr ist, eine Diskussion zu eröffnen, die sich beispielsweise mit den Bedingungen beschäftigt, unter welchen Wahrheiten über Geschlecht in einer Gesellschaft formuliert werden und zirkulieren, die wesentlich durch Medien mitgeprägt wird.

Im Zusammenhang mit dieser Diskussion ist es sicher spannend, nach der textuellen Beschaffenheit von Science Fiction (etwa Zipfel 2001) zu fragen, speziell unter der Prämisse, Geschlecht selbst im Alltag, außerhalb von Medien, als fiktionalen Text zu verstehen, der allerdings nicht theoretisch, sondern individuell erlebbar und körperlich relevant wird.

Science Fiction spielen mit den Grenzen des möglichen Unmöglichen und verhandeln, was wir als wirklich verstehen ebenso wie das, was wir als wirklich erleben. "Star Trek promises so much to so many. Its textual credos include Infinite Diversity in Infinite Combinations (ID-IC) and the Prime Directive (...). Star Trek's visible attempts to ethnic and gender diversity (...) superficially validate liberal perspectives on multiculturalism and feminism" (Harrison et al. 1996:1). Science Fiction als Genre stellt kulturelle Mittel zur Verfügung, die die Möglichkeiten der Verhandlung von Geschlechterdispositiven erweitern. Dennoch sind neue Verständnisse von Medien vonnöten, die sich vom Diktum der Medienwirkung lösen und Medien vielmehr als diskursive Agenten konzipieren denn als Wahrheitsmaschinen.

## Literatur

- Bernardi, Daniel Leonard (1998): Star Trek And History, New Jersey
- Harrison, Taylor; Projansky, Sarah; Ono, Kent A.; Helford, Elyce Rae (1996): Enterprise Zones, Boulder
- Pounds, Michael (1999): Race in Space, Kent
- Rauscher, Andreas (2003): Das Phänomen Star Trek, Mainz
- Scheer, Uta (2002): Neue Geschlechterwelten?, Münster
- Zipfel, Frank (2001): Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität, Berlin

Ausverkauf oder gelungener Guerilla-Kampf? Die Massentauglichkeit von Beth Ditto, Peaches und Co.

25.07.09, Melanie Groß

**Einigen Künstler\_innen der riot grrrl und Ladyfest-Szene ist der Durchbruch in den Mainstream gelungen. Le Tigre sind schon längst zu einem Major-Label gewechselt, Peaches schafft es immer öfter aufs Cover angesagter Musikzeitschriften und nun flimmert Beth Ditto über alle Kanäle – dick befreundet mit der Modeindustrie. Was ist von so viel Ruhm zu halten? Kann er als erfolgreiche Intervention in die Zeichenebene des Geschlechterdualismus interpretiert werden oder handelt es sich bei Massentauglichkeit immer gleich nur um Ausverkauf?**

Künstler\_innen wie Peaches sind meiner Meinung nach eine große Bereicherung für die Popkultur, wenngleich ihre feministischen und queer-|feministischen Grenzüberschreitungen von geschlechtlichen und sexuellen Normen im Pop im Prinzip nichts Neues sind. So gab es gerade in dieser Szene immer schon etwas mehr Spielraum für Darstellungsweisen von Geschlecht, die jenseits dessen liegen, was im Mainstream als 'normal' und 'natürlich' gilt oder gegolten hat. Das Besondere an ihnen ist die explizit queer-|feministische Positionierung, die sie vornehmen. Peaches hat sich in der Kulturindustrie stets explizit für feministische Ideen eingesetzt und mit Klischees von Frauen als Sexsymbol in ermächtigender Weise gespielt. Sichtbare Schamhaare, umgeschnallte Dildos und das provokative Fatherfuckers-Album sind hier nur kleine Beispiele, die in der Zurschaustellung zugleich sichtbar machen, was Frauen eigentlich nicht gestattet ist. Beth Ditto - ganz im Sinne der riot grrrl Szene der 1990er Jahre - überzeugt mit einer unglaublichen Bühnenpräsenz und mit ihrem queeren Lebensentwurf. Diese Künstler\_innen artikulieren Sex, Geschlechtlichkeit, Begehren und Körper jenseits der Norm und erweitern somit Grenzen des Lebbaaren und des Denkbaren. Ihre Popularität weist meines Erachtens auf zweierlei hin: Zum einen zitieren sie (hetero-)sexistische und homophobe Elemente im Mainstream und unterlaufen sie subversiv, indem sie sie aufnehmen und umarbeiten. Mit dieser Guerilla-Strategie eröffnen sie Räume jenseits der rigiden Norm der Zweigeschlechtlichkeit mit all ihren Stereotypen und Rollenanforderungen. Sie machen Lebensweisen sichtbar und verschaffen damit auch denjenigen Sichtbarkeit, denen normalerweise der Subjektstatus in unserer Gesellschaft vorenthalten wird. In diesem Sinne ist Popularität ein großer Erfolg. Zum anderen funktioniert die Verwertungslogik nicht-normativer Körper und Lebensweisen aber immer auch über die Möglichkeit der Exotisierung, die einen erneuten Ausschluss bedeuten kann. Werden sie betrachtet als das Andere, das Ungewöhnliche, das Bunte, mit denen 'Normalos' sich hin und wieder gerne mal schmücken, um sich ihrer eigenen Normalität und Durchschnittlichkeit zu vergewissern? Ich denke, dass es beides ist: eine nicht zu unterschätzende Überschreitung von Geschlechternormen und gleichzeitig eine Disziplinierung durch Exotisierung. Letztlich kann das aber nicht am Schreibtisch entschieden werden, sondern ist eine je subjektive Betrachtungsweise in einem je subjektiven Kontext - es ist das, was Konzertbesucher\_innen darin sehen und was sie daraus machen. Für die einen sind sie Ikonen, Vorbilder - die, die sich trauen, die, die laut sind und endlich queer-|feministische Positionen beziehen, so dass es bald niemand mehr überhören kann. Für die anderen sind sie die schrillen, die überdrehten, die merkwürdigen aber ganz witzigen, die man sich hin und wieder mal ansieht und dann zufrieden über die eigene heteronormale und -normative Kleinfamilie den Fernseher abschaltet.

Die Frage, warum diese Künstler\_innen gerade jetzt so erfolgreich sind, scheint müßig. Möglicherweise haben die letzten ca. 15 Jahre riot grrrl- und Ladyfest-Kultur es geschafft, nun endlich von der Subkultur in den Mainstream zu gelangen - auch wenn es sich hier nur um

wenige Ausnahmen der unzähligen Künstler\_innen handelt. Für junge Menschen sind sie sicher deshalb attraktiv, weil sie politische Inhalte in der Popkultur artikulieren und mit queer-|feministischen Statements auch das Bedürfnis vieler, die mehr Identitätsspielräume wollen, widerspiegeln. Feminismus ist in diesem Kontext ein sehr ernstzunehmendes Spiel wider die Zweigeschlechtlichkeit und gleichzeitig eine massive Kritik an heterosexistischer und zumeist männlicher Macht innerhalb und außerhalb der Kulturindustrie. Das Dilemma der Popularität liegt meines Erachtens in der Geschwindigkeit und Fähigkeit kapitalistischer Verhältnisse, alles das, was anders und besonders ist, aufzusaugen und zu vermarkten. In neoliberalen Zeiten, wo Pluralität und Individualität zum Markenzeichen geworden sind, wo Modelabels mit Rebellion und Protest Werbung machen, wäre eine weitere Lesart, dass queer-|feministische Popkultur genau dieses Segment ungewollt auch bedient. Das könnte ein weiterer Grund sein, warum sie heute so populär geworden sind: sie sind vermarktbar geworden. Allerdings bedeutet das nicht, dass sie aufgrund dessen kritisiert werden müssten. Es heißt vielmehr, dass wir es mit einer Ambivalenz zu tun haben, die nicht auflösbar ist. Es heißt allerdings auch, dass Protestartikulationen im Mainstream wandelbar bleiben müssen, wenn sie nicht umgehend vermarktet werden wollen.

## Mehr queere Kunst!

21.10.09, Christiane Wehr

**Gibt es überhaupt queere Kunst? Meine Antwort ist: „ja“. Damit werfe ich eine Reihe weiterer Fragen auf – unter anderem die sehr große Frage „Was ist überhaupt Kunst?“, die für meinen Geschmack zu umfassend ist. Statt einer Antwort wird sich Leser\_in mit einer Behauptung arrangieren müssen: Kunst ist das, was zwischen dem Werk und den Betrachtenden entstehen kann. Mich interessieren an dieser Aussage die vielseitigen Formen des Dazwischen und nicht etwa, ob eine derart erweiterte Sichtweise auf Kunst akzeptabel ist oder nicht.**

In queeren Zusammenhängen hat das Dazwischen sein Heimspiel. Denn die Stärken von queer liegen in einem Überschuss, einem nicht eindeutigen „*Mehr, als das, was gemeint und benannt ist*“. Es ist ein kluger Versuch, das Mehr, was zwischen den etablierten Zuschreibungen und Sinnzusammenhängen liegt, zu denken und es darzustellen. Spätestens hier wird für manche die zweite, nicht weniger ausufernde Frage wichtig: „*Was verstehst du unter queer?*“. Das werde ich hier ebenfalls nicht direkt beantworten. Nur soviel: Eine Eigenschaft von queer scheint darin zu bestehen, gleichzeitig die unterschiedlichsten Bedeutungen zu ermöglichen und mit einzubeziehen. Queeres Denken und Leben wird deshalb mit Vielfalt, Gerechtigkeit und mit der Überschreitung und Auflösung von Grenzen in Verbindung gebracht. Ich will zeigen, dass viele Ansätze dazu führen, etwas als queere Kunst aufzufassen. Oder, als Frage formuliert: Was macht denn Kunst queer?

### Ansprüche

*„Wir haben einen aktivistischen Ansatz, keinen kunsthistorischen.“  
Gran Fury*

Queere Autor\_innenschaft und queere Denk- und Lebensweise führen nicht zwangsläufig zu einer queeren Kunstproduktion. Kunst wird nicht allein dadurch queer, dass queere Leute sie gemacht haben. Bedauerlich ist in diesem Zusammenhang, dass Queersein für viele, die sich dieses Label inzwischen angeeignet haben, nicht automatisch Politischsein bedeutet. Queer kann auch kein Ersatzbegriff für lesbisch und schwul sein, denn sonst wäre der Begriff wieder auf dem Weg, etwas zu vereindeutigen. Mein Bedauern verweist auf einen Anspruch an queer: Die Geschichte des Begriffs hat ihn zu einem nachweislich starken, politischen gemacht. Er transportiert daher neben Spaß auch Verantwortung und kritische Handlungsweisen. Queerer Aktivismus für Anerkennung von Differenz und Pluralität hat sich aus eigenen Unterdrückungserfahrungen der Aktivist\_innen entwickelt. Deshalb plädiere ich dafür, dass Kunst, die das Adjektiv queer trägt, gesellschaftskritisch, also politisch sein sollte. Ein gutes Beispiel für queere Kunst sind die Flugblätter, die Claude Cahun und Marcel Moore gestaltet haben. Einerseits wirken die Flugblätter wie konkrete Poesie, andererseits wird mit ihnen gegen die Besetzung der Insel Jersey durch deutsche Soldaten im Jahre 1940 protestiert. Kunst muss nicht immer so offensichtlich zum Mittel für Propaganda und Information werden. Sie kann ihre Kritik an Normen der Heterosexualität, an Zweigeschlechtlichkeit, an Zuschreibungen, an Zwängen zur Vereindeutigung und an Machtverhältnissen auch auf subtile Weise transportieren. Ideal wäre darüber hinaus, wenn queere Kunst das, was im Allgemeinen unter Kunst verstanden wird, beeinflussen könnte.



## Soziale Praxis - Sichtbarkeit beeinflussen

*„Der grundlegende Charakter sozialer Probleme ist, dass man sie teilt.“  
Videokollektiv Testing The Limits*

Obwohl etwas zu sehen nicht heißt, zu wissen, *wie* etwas ist, wird Sichtbarkeit oft als wesentliche Absicht queerer Aktivist\_innen genannt. Mehr Sichtbarkeit kann allerdings nicht nur mehr Akzeptanz hervorbringen, sondern auch bedeuten, stärker in die Normen der Gesellschaft eingebunden zu sein. Hieraus erwächst das neuere Bedürfnis doch lieber wieder unsichtbar zu werden. Es gibt zum Gegensatzpaar Sichtbarkeit - Unsichtbarkeit durchaus Alternativen. Gerade Kunst ermöglicht, etwas jenseits vorhandener Kategorien – etwas das vorher nicht da war – vorstellbar zu machen. Ich denke dabei nicht an Irritation, das heißt die Abweichung von einer Norm, sondern an einen ganz neuen Sinnzusammenhang. Das erfordert jedoch von den Künstler\_innen, nicht einfach die Wirklichkeit abzubilden, sondern die gesellschaftlichen Bedingungen fürs Sichtbar- beziehungsweise Unsichtbarwerden zu berücksichtigen. Mit künstlerischen Mitteln kann zum Beispiel vorstellbar werden, was als schön und als ästhetisch aufgefasst wird und welche Rolle dabei Geschlecht, *race*, Ability und Sexualität spielen. Ein Kunstwerk kann über seine eigenen Bedingungen Auskunft geben. Es kann zeigen, wer wen unter welchen Voraussetzungen anschaut beziehungsweise wer von wem angeschaut wird. Es kann zeigen, wie Macht und Begehren des Blickens im Dazwischen funktionieren. Wird Kunst, wie oben beschrieben, als ein gemeinsames soziales Tätigsein aufgefasst, das Bedingungen sichtbar macht, muss sie ständig in Bewegung sein und sich stets aufs Neue verwirklichen. Künstler\_innen – wollen sie an der Gesellschaft teilhaben und gleichzeitig Einfluss nehmen – erweitern ihr Repertoire ständig, auch auf bisher so genannte kunstferne Bereiche. Wie weit geht die Einflussnahme der Künstler\_innen? Wird ihre soziale Intervention über die Werke deutlich?

## Queer Lesen – der Kontext als Kompliz\_in

*„Je konservativer das Publikum, desto queerer das Bild.“  
Bemerkung einer Teilnehmer\_in auf dem Workshop „Queere Kunst“, der 2006 an der HfBK Hamburg stattfand.*

Ging es bisher vor allem um die Produzent\_innen, kommen nun die Konsument\_innen stärker ins Spiel. Denn ein Bild, ein Film oder eine Performance sind so queer, wie sie für das Publikum queer lesbar sind. Queere Kunst stellt sich immer im Zusammenhang – im Kontext – her. Kunst-Konsument\_innen können, in Form sozialer Praxis, in ein queerendes Ereignis verwickelt werden. Damit öffnet sich ein großer Pool von Sinnzusammenhängen und Bedeutung. Im Zusammenspiel der Bedingungen zwischen Betrachter\_in und Kunstwerk hängt die Lesart beziehungsweise die Wirkung eines Werkes vom Vorwissen, den mitgebrachten Sehgewohnheiten und Erwartungen ab. Auch Begehren und Affekte beim Betrachten sind wichtig. Nehmen sich die Betrachtenden wahr als die, die betrachten oder als die, die betrachtet werden? Bedeutsam ist darüber hinaus das jeweilige Umfeld, in dem etwas gezeigt wird. Eine queere Absicht kann schief gehen. Ein Bild, eine Performance, ein Film, ein Projekt, können queer gemeint sein, in einem anderen Kontext aber nicht als solches erkannt werden. Genauso ist es möglich, ein Kunstwerk queer zu lesen, wenn die Absicht der Künstler\_in eine ganz andere war. Gibt es dennoch Kunst, die sich eher für eine queere Lesart anbietet als andere?

Die Bedeutung eines Kunstwerks ist nicht abgeschlossen sondern entsteht durch bestimmte gesellschaftliche Übereinkünfte. Innerhalb dieses sozialen Kontexts liegen einige Bedeutungen eher nahe, andere werden in den Hintergrund gedrängt. Je nach Übereinkunft ist aber die

(Um-)Deutung zum queeren Kunstwerk denkbar. Queeres Lesen ist die Suche nach Lücken und Widersprüchen, also das Aufspüren der von gesellschaftlichen Übereinkünften abweichenden Möglichkeiten. Eine kritische Frage an ein Kunstwerk ist zum Beispiel, welche Aussagen darin gemacht und welche weggelassen werden. Nun kommt das erfreuliche Ereignis: Betrachter\_innen können – mindestens während des Kunstkonsums – ihre gesellschaftliche Situation selbst herstellen, wenn sie die nahe gelegten Bedeutungen aber auch die Lücken und Widersprüche ausnutzen und für sich umbauen. Das Betrachten von Kunst wird so beweglich und das Festlegen von Bedeutung kurzfristig. Das (Kunst-)Werk wird zum Vexierbild: Eben noch als Werbung oder als Mainstream durchgegangen, können ein Bild, ein Film, eine Performance, eine Installation, ein Projekt kurz darauf als queere Kunst genossen werden. Die Vielfalt der Lesarten verdeutlicht nochmals, dass Bedeutung nicht allein durch die Absicht der Künstler\_innen in eine von ihnen gewünschte Richtung gesteuert werden kann. Es wird auch vorstellbar wie sich immer neue Lesarten entwickeln können. Risiken der Überinterpretation, der Austauschbarkeit und der Wirkungslosigkeit müssen in Kauf genommen werden.



## Immer mehr als das, was gemeint ist

Queere Kunst tritt in unterschiedlicher Weise in Erscheinung: als eine Ansammlung miteinander verwobener Bedingungen, Bedeutungen, Handlungsweisen und als eine an sich selbst gerichtete Fragestellung. Über das komplizierte Verhältnis, das alle diese Sinnvarianten miteinander eingehen, habe ich die Selbstverständlichkeit, mit der nach dem „*Was ist?*“ gefragt wird, aus dem Blickfeld gerückt zugunsten eines breiter angelegten „*Wie geschieht das?*“. Diese Frage wird meines Erachtens eher dem Sinn queerer Kunst gerecht. Es ist demnach nicht wichtig, was queere Kunst ist, sondern es ist wichtig, sich die Wege anzusehen, die dazu führen, sich ein Bild oder eine Vorstellung von etwas zu machen und sich dazu zu positionieren. Erst dann lässt sich normierendes Verhalten erkennen, stören und beeinflussen. Queere Kunst ist nur in dem Maße interessant, wie sie sich mit Bruch- und Konfliktpotenzial ihrer eigenen Kategorien, überschneidet mit weiteren gesellschaftlichen Kategorien – vor allem mit denen, die zu diskriminierenden Unterscheidungen führen – auseinandersetzt.

Queere Kunst ist nichts Festes, sondern ein Mittel, um Sinnvarianten und den damit verknüpften Bedingungen nachzuspüren, ohne dabei dauerhaft in festen Kategorien haften zu bleiben. Die neuen Sinnzusammenhänge und Kategorien, die dabei entstehen, bleiben als Orientierungshilfe maßgeblich und bilden mehr oder weniger hilfreiche Abhängigkeiten. Ein wichtiger Punkt ist, über queeres Lesen die ständig veränderbare Perspektive auf das, was als das jeweils Andere bezeichnet wird, zu erkennen. Queeres Lesen wirkt hier zunächst sehr befreiend, hat aber auch seine Tücken. Mit der Umdeutung geschehen anstelle der alten Ausschlüsse viel zu oft neue. Auch in queeren- und/oder Kunstszene ist dies der Fall, wenn neue Abgrenzungen, wie zum Beispiel Aussehens-, Verhaltens- oder Deutungsübereinkünfte Zwänge und Unwohlsein schaffen - was gerade vermieden werden soll. Das Prinzip aller Ausschlüsse muss noch viel konsequenter unterlaufen, es muss noch viel mehr *verqueert* werden. Denn das Andere ist immer mehr als das, was gerade gemeint ist.



# Ökonomie

Ohne Reproduktion keine Produktion. Über die Notwendigkeit die Reproduktionssphäre zu bestreiken!

29.01.09, Stefan Paulus

**Die kollektive Arbeitsniederlegung, der Streik, ist einerseits ein Mittel zur Durchsetzung von besseren Arbeitsbedingungen und höheren Löhnen. Andererseits gilt der Streik aus einer anarchistischen bzw. anarchosyndikalistischen Perspektive als Hebel zur Einleitung der sozialen Revolution. Aus einer feministischen oder (post)strukturalistischen Perspektive stellen sich noch andere Grundlagen zur radikalen Veränderung kapitalistischer Verhältnisse dar. Im Folgenden möchte ich eben auf diese "anderen" Grundlagen, die sich vor allem im Reproduktionsbereich finden, eingehen. In diesem Zusammenhang soll verdeutlicht werden, was eine Bestreikung bzw. Verweigerung der zugewiesenen Rolle der Individuen für den Fortbestand der kapitalistischen Gesellschaftsformation bedeuten kann.[1]**

## Ohne Reproduktion keine Produktion

Die Akkumulation von Kapital - die ja darin besteht, dass Arbeitskräfte Waren immer mehr Wert zusetzen als sie selber Wert sind - ist nicht auf ein bestimmtes Geschlecht angewiesen. Der Zweck der kapitalistischen Produktionsweise, einen immer größeren Mehrwert unter Beibehaltung des ursprünglichen Kapitals zu produzieren, wird erreicht, wenn letztlich der Prozess der Herstellung und Verkauf einer Ware und der dadurch erzielte Wert wieder zum Ausgangspunkt eines neuen Produktionszyklus wird. Wichtig ist hierbei nur, welches auch immer die gesellschaftliche Form des Produktionsprozesses ist, dass dieser Prozess kontinuierlich ist oder periodisch stets von neuem dieselben Stadien durchläuft. Dieser Mechanismus zur Selbstverwertung des Werts, um die Reproduktion des Kapitalverhältnisses aufrechtzuerhalten, "zwingt" das Kapital lediglich dazu, sich die Produktivkraft der Arbeit nutzbar zu machen und sie zu entwickeln: "Zu seiner Erhaltung bedarf das lebendige Individuum einer gewissen Summe von Lebensmitteln"[2]. Allerdings reicht es nicht aus, nur die Lebensmittel zu produzieren oder zu ernten, sondern sie müssen auch gekocht werden, es reicht auch nicht aus Kleidung herzustellen, sondern sie muss auch gewaschen werden. Da der Kapitalismus auch nicht in der Lage ist, ohne Arbeitskräfte auszukommen oder Arbeitskräfte massenhaft im Reagenzglas zu züchten, ist dieser auf weibliche Reproduktionstätigkeiten und staatliche Institutionen angewiesen, um neue Generationen von Arbeitskräften herzustellen und ihnen Regeln beizubringen: Regeln des guten Anstands, Regeln der Moral, Regeln der zweigeschlechtlichen Norm, Regeln des staatsbürgerlichen und beruflichen Pflichtbewusstseins. Um bestimmte Formen der Moral und Beziehungen zu kultivieren, sind ideologische Mittel nötig, damit nicht repressive Regulationsapparate wie Gerichte, Polizei, Gefängnis oder Militär die Betten und Schulen kontrollieren bzw. für die Reproduktion sozialer Beziehungen eingesetzt werden. Die ideologischen Staatsapparate (Familie, Kindergarten, Schule etc.) statten sozusagen ihre StaatsbürgerInnen mit der jeweiligen herrschenden Ideologie (heteronormativ, konservativ etc.) aus, indem die jeweiligen Apparate die ideologischen Praxisformen vorgeben. Jedes Individuum, das aus einem dieser Apparate ausscheidet bzw. eins dieser Einschussmilieus durchlaufen hat, ist mit einer zweckmäßigen Ideologie ausgestattet, welche der Rolle als Arbeiter, Chef, Mutter oder Hausfrau usw. entspricht. Daraus lässt sich folgern, dass erst durch die Reproduktion - auch im wörtlichen Sinn - von Arbeitskräften der Produktionsprozess zirkulieren kann und zu einer Kapitalakkumulation führt. Demnach lässt sich festhalten, dass

"keine Produktion möglich ist, ohne dass die Reproduktion der Produktionsbedingungen erfolgt" [3].

Einfach gesagt bedarf es ausreichender Geburtenraten, kostengünstiger Reproduktionstätigkeiten und funktionaler Identitäten um die stetige Profitmacherei zu ermöglichen. Der Kapitalismus und Widerstandsformen gegen diesen können gerade durch diese "außerökonomischen" Faktoren nicht unmittelbar auf die Akkumulation von Kapital oder auf ein Produktionsparadigma reduziert werden. Das heißt, dass die Trennung von bezahlter Erwerbsarbeit und unbezahlter Reproduktionsarbeit die beiden Standbeine des Kapitalismus sind. Der Doppelcharakter kapitalistisch benötigter Arbeit stellt sich somit auch als Widerspruch zwischen direkt und indirekt Lohnabhängigen dar. Zudem ist Vollzeitlohnarbeit eindeutig männlich besetzt: Frauen leisten 31 Stunden unbezahlte Arbeit pro Woche, Männer hingegen nur 19,5 Stunden. Frauen bekommen 12 Stunden Erwerbsarbeit bezahlt, Männer dagegen 22,5 Stunden [4]. Die weibliche Reproduktionsarbeit wird zum ergänzenden Arbeitsverhältnis der männlichen Lohnarbeit und ist letztlich indirekte Lohnarbeit.

### **Streiks in der Reproduktionssphäre**

Auf dieses Verhältnis bzw. auf diese Problematik haben 1975 isländische Frauen hingewiesen. Ca. 90% aller Isländerinnen traten sowohl in einen Erwerbs- als auch Haus- und Familienarbeitsstreik und legten für einen Tag Industrie-, Dienstleistungs- und Hausarbeitsbereiche lahm. Väter mussten ihre Kinder mit zur Arbeitstelle nehmen, die dann überall herumliefen und ein produktives Arbeiten erschwerten. Andere blieben direkt zu Hause. Durch die Verweigerung der Hausarbeit sollte sichtbar gemacht werden, was Hausarbeit ist: gesellschaftliche Arbeit! [5]

In diesem Zusammenhang stellt sich auch die Frage, ob ein Rückgang der Geburtenrate oder eine Veränderung oder Bestreikung funktionaler Geschlechterverhältnisse zu einer fundamentalen Krise des Kapitalismus führen kann. Zumindest kann die Verwerfung oder Verweigerung einer weiblichen Lebensidentität, die damit verbundene produktive Sexualität und die Abspaltung "des weiblichen Lebenszusammenhangs, der für die wertförmig nicht erfassbare Seite des menschlichen Lebens ‚zuständig‘ ist" [6] zu einem Krisenmoment der kapitalistischen Produktivkraftentwicklung werden, sofern sich Frauen von der ihnen zugewiesenen Rolle distanzieren. Diesen Hintergrund hatten auch Teile der ersten Frauenbewegung. Sie wehrten sich gegen den staatlich verordneten Gebärzwang aufgrund des Paragraphen 218 und den damit verbundenen gesellschaftlichen Muttermythos in der Weimarer Zeit. Mittels des Gebärstreiks wollten die Arbeiterinnen den Nachschub an Menschenmaterial für die deutsche Kriegsmaschinerie und Fabriken untergraben. Vor allem in anarchistisch-syndikalistischen Kreisen stieß die Debatte um Gebärstreiks und Verhütungsmittel auf lebhaftes Resonanz.[7] In dieser Debatte ging es nicht grundsätzlich um die Entscheidung für oder gegen die Mutterschaft, sondern um die Selbstbestimmung des Körpers, der Reproduktionsfähigkeit und der Identität.[8] Das bedeutet, dass Widerstandsstrategien gegen kapitalistische Verhältnisse und gegen Formen der Ausbeutung nicht nur auf der strukturellen Ebene geführt werden müssen, sondern es müssen auch Kämpfe gegen funktionale Identitäten und ideologische Unterwerfung geführt werden.

### **Fazit**

Ob Forderungen nach der Entlohnung für alle Pflege- und Hausarbeiten - durch Löhne, Renten, Land oder andere Mittel - sinnvoll ist, wie z.B. durch das "Global Woman Strike Network" [9] gefordert, sei an dieser Stelle dahingestellt. Dazu müsste erstmal ein erweiterter Ar-

beitsbegriff innerhalb der Gewerkschaften durchgesetzt werden, welcher Reproduktionsarbeit als gesellschaftliche Arbeit einschließt. Vor allem müssten auch die Ausschließungsmechanismen der bürgerlichen Gewerkschaften aufgehoben werden, damit HausarbeiterInnen sich kollektiv organisieren können. Diese Erweiterung würde auch folglich eine Veränderung des bisher gebräuchlichen Streikbegriffs nach sich ziehen. Denn nicht nur eine generale Bestreikung der materiellen Bedingungen der Produktion ermöglicht eine radikale Veränderung der Gesellschaftsformation, sondern auch eine Verweigerung der Regeln der Einhaltung der gesellschaftlichen Ordnung, der Arbeitsteilung, der Qualifikation und der Reproduktion kann zu einer fundamentalen Krise von Produktionsverhältnissen führen. Denn ohne die hegemonialen Werteorientierungen und die "nicht" warenförmigen sozialen Beziehungen der "außerhalb" des direkten Kapitalverhältnisses stehenden Arbeitsformen sind weder die Herstellung von Arbeitskräften, noch der Bestand und die Stabilität der Gesellschaft gewährleistet. Wenn der Streik ein Mittel ist, direkt unsere Lebensverhältnisse zu verbessern, müssen neue Streikformen daher vor allem auf "außerökonomische" Verhältnisse, Institutionen und Identitätszuschreibungen verweisen, denn das Leben findet nicht nur in der Fabrik statt.

## Anmerkungen

1. Dieser Artikel ist eine Zusammenfassung des Buchbeitrages: Von der Reproduktion her denken - Geschlechterverhältnisse, Gebärstreiks, Hausarbeitsstreiks und Identitätsstreiks. Für einen erweiterten Streikbegriff. In: Thorsten Bewernitz (Hrsg.): Die neuen Streiks. Münster, 2008, S. 175-188 [<http://www.unrast-verlag.de/unrast,2,293,7.html>]
2. MEW 23; Marx, Karl 1975: Das Kapital - Kritik der politischen Ökonomie, Bd.1, Berlin (1867), S. 185
3. Althusser, Louis 1977: Ideologie und ideologische Staatsapparate, Hamburg/Berlin, S.109
4. Vgl. Statistisches Bundesamt 2003: Wo bleibt die Zeit. Die Zeitverwendung der Bevölkerung in Deutschland 2001/02. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.), Berlin, S. 9
5. Vgl. Notz, Gisela 1994: Den Aufstand wagen. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis. Nr. 36, S. 23-33
6. Kurz, Robert 1992: Geschlechterfetischismus. In: Krisis Nr. 12. Beiträge zur Warengesellschaft, Bad Honnef, S. 124
7. Vgl. Nelles, Dieter 2000: Anarchosyndikalismus und Sexualreformbewegung in der Weimarer Republik. Online verfügbar unter [<http://www.iisg.nl/~womhist/nellesde.pdf>]
8. Ob der Rückgang der Geburtenrate aufgrund dieser Debatte nach Ende des ersten Weltkrieges um etwa die Hälfte zurückging, lässt sich empirisch nicht schlüssig bewerten.
9. Vgl. die Streikforderungen zum weltweiten Frauenstreik 2007 unter <http://www.globalwomenstrike.net/German2007/GermanStrikeCall07.htm>

## Staatliches Krisenmanagement im Fokus feministischer Kritik

20.03.09, Gabriele Winker

**In der New York Times vom 09. Dezember 2008 verweist die Journalistin Linda Hirshman (Hirshman 2009) darauf, dass das beinahe 800 Milliarden schwere US-Konjunkturprogramm mit der Schwerpunktsetzung auf Ausbau alternativer Energien sowie Unterstützung der Bauwirtschaft Männerarbeitsplätze sichert, während die Branchen mit typischen Frauenarbeitsplätzen bei der Krisenregulierung sich selbst überlassen bleiben. Damit greift sie ein wichtiges Argument aus der Gender Budgeting Debatte auf, wonach es bei Staatsausgaben zu prüfen gilt, ob Frauen und Männer in gleicher Weise von staatlichen Maßnahmen profitieren oder inwiefern damit bestehende Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern verschärft oder aber ansatzweise entschärft werden. In der BRD spielen geschlechterpolitische Fragen bei den Debatten um staatliches Handeln in der weltweiten Finanz- und Wirtschaftskrise - auch in sozialen Bewegungen - überhaupt keine Rolle. Dies hängt auch damit zusammen, dass der Ansatz des Gender Budgeting gerade bei weitreichenden staatlichen Eingriffen zu kurz greift. Wird dieser Ansatz allerdings mit einer grundlegenden Kritik an kapitalistischen Verhältnissen verknüpft, führt er zu feministischen Perspektiven, die es in die aktuelle bundesdeutsche Debatte einzubringen gilt.**

Geschlechterfragen sind in der derzeitigen Finanzkrise und Rezession in der BRD kein Thema. Während der fehlende Nutzen des 50 Milliarden Euro schweren Konjunkturprogramms für Erwerbslose und Niedriglohnbeziehende zumindest von den Parteien DIE LINKE und Bündnis 90/DIE GRÜNEN kritisiert wird, werden Fragen nach einer möglichen unterschiedlichen Wirkung auf Frauen- und Männerarbeit gar nicht gestellt. Absolute Priorität hat die Aufrechterhaltung des kapitalistischen Systems. CDU, SPD und FDP erheben mit den Konjunkturprogrammen noch nicht einmal den Anspruch, zu einem Ausgleich ungleicher Arbeits- und Ressourcenaufteilung beizutragen. Vielmehr versucht die Bundesregierung mit hohen Subventionen und enormen Risikoabsicherungen der weiteren Entwertung von Kapital entgegenzuwirken und sozialisiert damit privatwirtschaftliche Verluste.

### **Milliardenausgaben jenseits gesellschaftlicher Bedürfnisse**

In der wirtschaftlichen Krise wird besonders deutlich, dass eine breite politische Koalition im Bundestag das Geld der Steuerzahler\_innen direkt zur Absicherung unternehmerischer Profitabilität benutzt, ohne damit auch nur ein einziges der drängenden gesellschaftlichen Probleme zu lösen. Wider aller ökologischer Vernunft wird so beispielsweise mit Abwrackprämie und Steuerleichterungen der Kauf von Neuwagen angekurbelt, einzig und allein mit dem Ziel die Konzerne und Zulieferer in der Automobilbranche zu stabilisieren. Dabei ist ein Neuwagen ein Gut, das für die meisten Menschen nicht zu ihren Grundbedürfnisse gehört. Ähnlich wie beim breit angelegten Infrastrukturprogramm in der Baubranche werden mit dieser Politik auch in der BRD primär männliche Arbeitsplätze gesichert. Doch würde die Subventionierung des privaten Kapitals dann sinnvoller, wenn sie in der Textil- oder Kosmetikbranche prozentual mehr Frauen- als Männerarbeitsplätze unterstützen würde? Ich denke nein: Denn die Forderung, dass staatliche Subventionen in gleichem Maße Frauen- und Männerarbeitsplätzen zugute kommen sollten, ist allein nicht ausreichend. Es besteht vielmehr die Gefahr, dass eine solche Gleichstellungspolitik das derzeitige staatliche Handeln rechtfertigt, mit dem Schulden sozialisiert werden, um privatwirtschaftliche Unternehmen zu fördern.

## **Eine feministische Perspektive**

Ich bin vielmehr der Meinung, dass feministische Kritik - und das wird gerade jetzt in der ökonomischen Krise des kapitalistischen Systems sehr klar - deutlich weitreichender argumentieren muss. Es reicht angesichts der Finanz- und Wirtschaftskrise nicht aus, primär die Gleichberechtigung im herrschenden System zu fordern und dies über Prozesse des Gender Mainstreaming und des Gender Budgeting voranzutreiben. Vielmehr müssen jetzt die für jede und jeden Einzelnen elementaren und über die Gesellschaft vermittelten Existenz- und Reproduktionsbedingungen in den Vordergrund der politischen Auseinandersetzung gestellt werden.

## **Arbeitsplätze im Sozial-, Gesundheits- und Bildungsbereich**

Die mächtigen Aufgaben der Zukunft liegen in der ausreichenden Existenzabsicherung aller Bürger\_innen. Das heißt konkret: umfassende Gesundheitsvorsorge, eine möglichst umfassende Bildung für alle, Betreuung von Kranken und Pflegebedürftigen, Erziehung von Kindern. Hierfür werden große Zukunftsinvestitionen benötigt. Allerdings genügt es dabei nicht, marode Gebäude zu renovieren, wie im Konjunkturpaket vorgesehen. Wichtig ist vielmehr darüber hinaus Lehrer\_innen und Sozialarbeiter\_innen, Ärzt\_innen, Kranken- und Altenpfleger\_innen einzustellen, um mit dringend notwendig gewordenen Reformen zu beginnen, anstatt aus Kostengesichtspunkten soziale Bereiche "gesund" zu schrumpfen. Hier liegen die grundlegenden und seit Jahrzehnten vernachlässigten Aufgaben.

Wir erleben derzeit eine weltweite Wirtschaftskrise, und es besteht Konsens, dass es eine staatliche Aufgabe ist, antizyklisch zu wirken. Jetzt müssten öffentliche Bildungs-, Gesundheits- und Sozialangebote sowie staatliche Infrastruktur im Bereich Wohnen, Verkehr und Energie ausgebaut werden. Damit ließen sich Arbeitsplätze schaffen. Hier könnte Erwerbslosen mit unterschiedlichen Qualifikationen eine Berufstätigkeit eröffnet werden. Gleichzeitig ließen sich dadurch grundlegende Lebensbedürfnisse vieler Menschen befriedigen. Da Sozial-, Gesundheits- und Bildungsbereiche aufgrund ihrer nur beschränkten Rationalisierungsmöglichkeiten für die Profitabilität des Kapitals nur von eingeschränktem Interesse sind und dort gemessen an den Anforderungen niedrige Löhne gezahlt werden, sind hier auch die meisten Frauenarbeitsplätze zu finden. So würde eine solche Politik, die Sozial- und Bildungsbereiche fördert, auch überproportional Frauen zugute kommen.

## **Vergemeinschaftung aller für das Leben notwendiger und gemeinschaftlich zu realisierender Aufgaben**

Abschließend komme ich zu dem Schluss, dass die in den USA von einzelnen Journalistinnen, aber auch von der National Organization for Women (NOW) begonnene Debatte (vgl. Welt.de) zur Förderung von Frauenarbeitsplätzen einen wichtigen Einstieg in eine feministische Kritik des staatlichen Krisenmanagements darstellt. Allerdings darf diese Diskussion nicht auf das Zählen von Arbeitsplätzen oder Vergleichen der Transferzahlungen für Männer und Frauen begrenzt bleiben. Vielmehr gilt es breiter zu denken und die mit Frauen stereotyp verbundene und damit abgewertete Reproduktionssphäre wie die Aufgaben in der Bildung und Erziehung, Gesundheit und Pflege, die tatsächlich für das Leben aller Menschen von enormer Bedeutung sind, gesamtgesellschaftlich in das Zentrum von politischem Handeln zu bringen.

In diesen Bereichen dürfen - wie derzeit für den Bankensektor angedacht - staatliche Institutionen nicht nur solange die "Amtsgeschäfte" übernehmen, bis private Unternehmen mit diesen

Grundaufgaben einer Gemeinschaft wieder Profite realisieren können. Stattdessen ist die Verstaatlichung im Sinne von Vergemeinschaftung oder Vergenossenschaftlichung in der Bildung, im Gesundheits-, Banken-, Wohnungs-, Energie- und Verkehrswesen voranzutreiben, so dass dort eine Teilhabe aller Betroffenen realisierbar ist. Eine solche Politik fördert in der Konsequenz dann auch die derzeit Frauen zugeordnete Erwerbsarbeit. Allerdings liegt die Begründung nicht primär in der Gleichstellung der Geschlechter, sondern feministische Forderungen zielen auf die Absicherung grundlegender Lebensbedürfnisse.

In der weltweiten Finanz- und Wirtschaftskrise wird in aller Schärfe deutlich, dass Profit als Grundprinzip des Wirtschaftens der Absicherung menschlicher Grundversorgung nicht gerecht wird. Deswegen darf staatliches Krisenhandeln sich nicht weiter an der Aufrechterhaltung einzelner Konzerne ausrichten, sondern muss in Zukunft von der Befriedigung menschlicher Grundbedürfnisse ausgehen - ein durch und durch feministisches Anliegen.



# Sozialpolitik

## Familienpolitik – Welche Formen von Elternschaft sind erwünscht?

03.01.09, Kathrin Ganz

*Die deutsche Familienpolitik und die ihr zugrunde liegenden Konzepte von Mutterschaft und Vaterschaft galten lange Zeit als besonders der Tradition verschrieben und rückständig. Überraschenderweise brachte ausgerechnet die Familienpolitik der Großen Koalition eine familienpolitische Wende. Sie wird nicht nur in der medialen Öffentlichkeit als Erfolg verbucht, sondern gilt trotz berechtigter Kritik auch aus feministischer Sicht als Schritt in die richtige Richtung. Während auf gleichstellungspolitischer Ebene Erfolge zu verzeichnen sind, bildet der familienpolitische Diskurs jedoch ein Konzept von normativ erwünschter Elternschaft aus, das Familienformen jenseits der Zwei-Erwerbstätigen-Elternschaft zunehmend stigmatisiert.*

### Erwerbsarbeit und Elternschaft

Die Erwerbstätigkeit von Müttern ist ein wiederkehrendes Thema des deutschen familienpolitischen Diskurses der Nachkriegszeit. Während Frauenerwerbsarbeit in der DDR vorrangiges Ziel der Familienpolitik war, wurde Müttererwerbsarbeit in der Bundesrepublik als Gefahr für das Kindeswohl und seit den 1970er Jahren als arbeitsmarktpolitisches Problem behandelt. In diesen Jahren tauchte zudem die Frage der Vereinbarkeit auf, die als ein ausschließlich Frauen betreffendes Problem behandelt wurde. Eine Familienpolitik, die einem weiteren Sinken der Geburtenrate entgegenwirken will, hatte entsprechend der damals geltenden Meinung dafür Sorge zu tragen, dass Mütter nicht berufstätig sein müssen. Familienpolitische Leistungen förderten im Zuge dessen das Drei-Phasen-Modell weiblicher Erwerbsarbeit. Nach einer Berufseinstiegsphase wird die Erwerbstätigkeit durch eine Familienphase unterbrochen, um später als Teilzeiterwerbsarbeit wieder aufgenommen zu werden. Das vorherrschende und erwünschte Familienmodell in der Bundesrepublik der Nachkriegszeit war die Familienernährerehe.

Seit der Veröffentlichung der Studie "Nachhaltige Familienpolitik" von Bert Rürup und Sandra Gruescu im Jahr 2003 wird der Zusammenhang zwischen Frauenerwerbsarbeit und Geburtenraten von der deutschen Politik völlig neu eingeschätzt. Jetzt gilt: Nur die Vereinbarkeit von Kindern und Beruf kann Frauen dazu bringen, (mehr) Kinder zu bekommen. Dies hat weitreichende Auswirkungen auf das vorherrschende Bild von Mutterschaft, Vaterschaft und Elternschaft.

Potentielle Mütter und Väter werden heute im familienpolitischen Diskurs als rational handelnde Individuen behandelt, die alle Kosten der Familiengründung kalkulieren. Der Anspruch auf Elterngeld wird nicht auf Grundlage des Familieneinkommens berechnet, denn das Elterngeld richtet sich an kinderbetreuende Elternteile als Individuen, soll einen Verdienstausschlag zeitweise ausgleichen und einer schnellen Rückkehr ins Berufsleben nicht im Weg stehen. Die im Vergleich zum Erziehungsgeld verkürzte Bezugszeit von 12 plus 2 Monaten ist ein Anreiz, früher in die Erwerbsarbeit zurück zu kehren. Damit funktioniert das Elterngeld frei nach dem Motto "weniger ist mehr".

Das Elterngeld, der Ausbau von Kinderbetreuungsangeboten (siehe Artikel von Gabriele Winker Freiheit oder Planwirtschaft, <http://www.feministisches-institut.de/krippen> 2007), aber auch Reformen im Unterhaltsrecht markieren eine Abkehr von der Familienernährerehe:

Frauen und Mütter sollen selbst für ihren Lebensunterhalt sorgen. Dazu trägt ein möglichst lückenloser Lebenslauf ebenso bei wie eine gleichmäßigere Verteilung des "Risikos" Elternzeit auf Väter. Der feministischen Forderung nach wirtschaftlicher Selbstständigkeit von Frauen wird durch die familienpolitischen Reformen der Großen Koalition Rechnung getragen. Erste Zahlen zum Elterngeld lassen jedoch darauf schließen, dass ein Großteil der Frauen vor der Geburt eines Kindes nicht über ein existenzsicherndes Erwerbseinkommen verfügt (vgl. Rüling 2008). Diese erschreckende Erkenntnis sollte für das Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) Anlass sein, die Forderung nach Lohngleichheit und gleichen Aufstiegschancen von Frauen im Beruf mit viel mehr Elan anzugehen.

Zurzeit wird auf einen Mentalitätswandel bei Arbeitgebern gesetzt: Wenn Mütter nicht mehr so lange und Väter ebenfalls Elternzeit nehmen, wird das Elterngeld zu einem Risikofaktor für diejenigen Unternehmen, die bei Einstellungen und Beförderungen Männer bevorzugen (vgl. Nulsch/Dannenberg 2008). Mit den sogenannten Vätermönaten ruft Familienministerin von der Leyen aber auch junge Männer dazu auf, ihre Vaterrolle jenseits des "Ernährers" zu erfüllen. Die familienpolitischen Rahmenbedingungen sollen nicht mehr als Ausrede für eine unzeitgemäße Rollenverteilung herhalten. Diese Taktik scheint aufzugehen, denn seit der Einführung des Elterngeldes sind nicht nur die Geburtenzahlen angestiegen, sondern auch der Anteil von Vätern, die Elternzeit in Anspruch nehmen und Elterngeld beantragen, hat sich deutlich erhöht (siehe Artikel Vätermönate von Sonja Nielbock und Tanja Carstensen, <http://www.feministisches-institut.de/vaetermonate/> 2008).

### **Erwünschte und abweichende Elternschaft**

Der Familienpolitik von der Leyens liegt die Annahme zugrunde, dass die meisten jungen Menschen sowohl ein erfolgreiches Berufsleben als auch eine Familiengründung wünschen, die bisherigen Rahmenbedingungen der Erfüllung dieser Wünsche jedoch im Wege stehen. Durch das Elterngeld und eine verbesserte Kinderbetreuung verändern sich die Rahmenbedingungen, und es wird möglich, das gleichstellungspolitische Anliegen mit Familienförderung und dem Ziel der Geburtensteigerung zu verbinden. Diese Logik kann allerdings nur funktionieren, wenn die unterschiedlichen Existenzbedingungen von Familien ausgeblendet werden.

Bei Familien, in denen zwei Erwachsene über ein mindestens durchschnittliches Einkommen verfügen, wirken die neuen familienpolitischen Maßnahmen am besten. Die finanziellen Risiken des Kinderkriegens werden durch das Elterngeld minimiert und es stehen Betreuungsplätze zur Verfügung, die eine schnelle Rückkehr ins Berufsleben ermöglichen. Die spezifischen Probleme von ökonomisch weniger privilegierten Familien werden durch die familienpolitischen Reformen der Großen Koalition jedoch nicht im gleichen Maße aufgegriffen. Familien, die dem normativen Idealbild der Zwei-Erwerbstätigen-Familie nicht entsprechen, kommen in diesem Diskurs zum einen in Form der klassischen Familienernährerehe bestehend aus männlichem Ernährer und weiblicher Hausfrau vor. Konservative PolitikerInnen, die dieses Modell verteidigen, tun dabei so, als sei die Familienernährerehe heute schon eine alternative Lebensform einer kaum noch tolerierten und darum schützenswerten Minderheit. Dieser Gestus blendet aus, dass wir es bei diesem Modell mit einem relativ privilegierten und immer noch staatlich subventionierten "Außenseiter" zu tun haben. Das Ehegattensplitting, welches AlleinverdienerInnen- bzw. ZuverdienerInnenehen steuerlich bevorzugt, wirkt heute wie ein Relikt aus vergangenen Zeiten und stellt ein Zugeständnis an konservative Teile der Unionsparteien dar.



Dem normativen Idealbild der Zwei-Erwerbstätigen-Familie wird aber auch eine defizitäre Konstruktion der "Familie mit sozialen Risiken" gegenübergestellt. Gemeint sind Familien von Erwerbslosen, GeringverdienerInnen, Alleinerziehende und MigrantInnen. In Bezug auf diese Familien wird nicht diskutiert, welche Rahmenbedingungen zu mehr Gleichstellung, besserer finanzieller Ausstattung und der Ermöglichung von Kinderwünschen führen könnten. Im Gegenteil werden Überlegungen angestellt, wie Kindern außerhalb der Familien zusätzliche Sozialisations- und Bildungsangebote gemacht werden können, um ihre "Herkunft" auszugleichen. Dabei ist es augenfällig, dass das Kindeswohl im familienpolitischen Diskurs mit der Förderung von "Humanvermögen" gleichgesetzt wird. Das Bild der "Familie mit sozialen Risiken" hat die erwerbstätige "Rabenmutter" als zentrales Sozialisationsrisiko abgelöst.

## Fazit

Mit der ökonomischen Neubestimmung der Familienpolitik durch das Konzept der "Nachhaltigen Familienpolitik" wurden die Überlegungen von berufstätigen jungen Menschen in den Mittelpunkt gerückt, ohne jedoch auf die Tatsache zu verweisen, dass das Alleinverdienermodell schon aufgrund sinkender Reallöhne und der Unsicherheit von Arbeitsplätzen ausgedient hat. Familien, die über weniger "ökonomischen Charme" (Renate Schmidt) verfügen, werden am Rand des familienpolitischen Diskurses platziert. Das ist die Kehrseite dieser aus gleichstellungspolitischen Erwägungen begrüßenswerten Entwicklung.

Familienpolitik hat die Aufgabe, alle Familien zu fördern, und sollte es vermeiden, Familien, die nicht dem Modell der Zwei-Erwerbstätigen-Familie entsprechen, zu stigmatisieren und vom Ziel der Familienförderung auszuschließen. Diese Forderung kann sich jedoch nicht nur an das BMFSFJ richten, sondern erfordert ein Zusammenwirken verschiedener Politikbereiche. Wenn beispielsweise Familien, die von ALG-II leben, die am 1. Januar 2009 anstehende Kindergelderhöhung im Portemonnaie überhaupt nicht spüren, da das Kindergeld voll auf ALG-II angerechnet wird, muss dies durch eine Erhöhung des ALG-II Satzes ausgeglichen werden. Bei aller Freude über Väter in Elternzeit und bessere Kinderbetreuung dürfen die Probleme besonders benachteiligter Familien nicht aus dem Blick verloren werden.

## Literatur

- Nulsch, Nicole/Dannenberg, Henry (2008): Elterngeld - Neuer Risikofaktor für Unternehmen, in: *Wirtschaft im Wandel*, 7/2008, 14. Jg, S. 289-296 (<http://www.iwh-halle.de/d/publik/wiwa/7-08.pdf> (PDF)).
- Rüling, Anneli (2008): Ein Jahr Elterngeld - Geschlechterrevolution oder Leistung für Besserverdienende?, in: *femina politica* 01/2008, S. 115-118.
- Rürup, Bert/Gruescu, Sandra (2003): Nachhaltige Familienpolitik im Interesse einer aktiven Bevölkerungsentwicklung. Gutachten im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin.

# Technologie

## Feminismus, Geschlechterforschung und die Neurowissenschaft

15.05.09, Anelis Kaiser

**Wir leben gegenwärtig in einer Neurozeit; manche setzen die Erforschung des Gehirns mit der Erforschung des Menschen gleich. Wie positionieren sich FeministInnen und GeschlechterforscherInnen zur immer wichtiger werdenden Rolle des Gehirns und der Neurowissenschaft in der Gesellschaft? Wie wollen wir, theoretisch und praktisch, Geschlechterähnlichkeit und -differenz im Gehirn handhaben? Gerade weil eine ganze Generation von feministischen NeurowissenschaftlerInnen fehlt, lautet das Plädoyer hier für mehr neurowissenschaftliche Forschung - und zwar für eine kritisch-feministische, die auf die neurobiologische Veränderbarkeit von Differenzen und Ähnlichkeiten zielt.**

Die zwischen 1990-2000 unter anderem vom US-Bundesministerium für Gesundheit ausgerichtete "Dekade des Gehirns" sowie die unzähligen privat und staatlich unterstützten Maßnahmen zur Förderung neurowissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung und -verbreitung haben zweifelsohne ihr Ziel erreicht. Heute ist die Hirnforschung aus der Gesellschaft und Wissenschaft fast nicht mehr wegzudenken. Ein Manifest, herausgegeben von leitenden Figuren aus den Neurowissenschaften, kursierte im deutschen Sprachraum, mehrere regelmäßig erscheinende populärwissenschaftliche Zeitschriften machen das Thema allzeit gegenwärtig und zeitgenössische Denkerinnen aus den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften belassen den von manchen Neurowissenschaftlerinnen unternommenen Versuch, den Menschen als biologisch determiniertes Hirnwesen zu betrachten, berechtigterweise nicht ohne Kritik.

Und wir? Was machen wir Feministinnen und Geschlechterforscherinnen mit dem neurowissenschaftlichen Diskurs? So lautet eine meiner Fragen. Zu diesem Thema haben bereits einige aus geistes- sowie kulturwissenschaftlicher (Purtschert 2008), wissenschaftskritischer (Schmitz 2006, Fausto-Sterling 2000) oder historischer Sicht (Imboden u.a. 2007) geforscht. Diese Arbeiten untersuchen unter anderem die Vorstellungen von Körper und Geschlecht in den Neurowissenschaften (Purtschert), die Verwobenheit zwischen neurowissenschaftlicher Theorie, Methode und geschlechterrelevanten Ergebnissen (Schmitz, Fausto-Sterling) oder die historische Reise des Geschlechts durch den Körper und wie diese im Gehirn ihr Ende nahm (Imboden u.a.).

Ein andere Frage betrifft den neurowissenschaftlichen Diskurs auf eine direktere Art und lautet: Wie kann eine feministische Sicht direkt in den neurowissenschaftlich-empirischen Diskurs integriert werden? Meines Erachtens sollten wir hierbei an die in Vergessenheit geratenen feministischen Empirikerinnen der 1970er und 1980er Jahre, wie Ruth Bleier oder Susan Leigh Star, anknüpfen. Es gab sie also auch in den Neurowissenschaften. Die feministische Deutlichkeit, mit der sie sich damals durchaus auch in ihren neurowissenschaftlichen Publikationen äußerten, haben wir nicht mehr - oder: wir nehmen sie uns nicht. 1979 scheute sich Star nicht, in ihrem Artikel "Sex Differences and the Dichotomization of the Brain ...", von "pro-patriarchalen politics" gerade auch im Zusammenhang mit geschlechtlichen Morphologien des Gehirns zu sprechen. Heute hingegen fehlen mir die Bezeichnungen, wenn ich bei renommierten interdisziplinären Veranstaltungen, wie zum Beispiel den Neurocultures, auch nur auf das fehlende Thema Geschlecht hinweisen möchte.

Sicherlich muss in diesem Zusammenhang ein allgemeines Interdisziplinaritätsproblem ins Feld geführt werden: Die Neurowissenschaften und die Geschlechterforschung haben keine

gemeinsame Sprache. Intuitiv stehen wir den Naturwissenschaften mit großer Skepsis gegenüber. Seit spätestens Anfang der neunziger Jahre haben wir in der Geschlechterforschung gelernt, den biologischen Neurowissenschaften mit einer per se abwehrenden Grundhaltung gegenüber zu treten, zu sehr sitzen uns noch deterministische Aussagen darüber, wie Frauen- und Männergehirne funktionieren und wie sich daraus weibliches und männliches Verhalten ableiten lässt, in den Knochen. Und weil nach wie vor essentialistische Deklarationen in diesen Forschungsfeldern aufgestellt werden, sollten wir uns eine gesunde Portion dieser Skepsis bewahren. Und dennoch ...

## **Zwei neue Fragestellungen**

Was heute in demjenigen Bereich der Geschlechter- und der feministischen Forschung, der sich mit den Neurowissenschaften beschäftigt, dringlich ansteht, ist meiner Ansicht nach die Bearbeitung von zwei Aspekten. Der erste betrifft eine exakte Untersuchung dessen, was im neurowissenschaftlichen Experimentallabor vor sich geht. Diese Ebene ist nämlich diejenige, in der die das Gehirn abbildende Methode samt der Statistik, die biologischen Grundsätze des Gehirns und die gesellschaftlichen Vorstellungen aufeinander treffen und materialisierte Faktizitäten mit geschlechtlichen Ausprägungen (re-)produzieren. Der zweite Aspekt zielt auf einen neuen Umgang mit geschlechtsbezogenen Resultaten aus den Neurowissenschaften ab. Die Frage hierbei ist: Wie können wir, ausgehend von dem durch unsere Vorgängerinnen in den 1970er und 1980er Jahren aufgestellten geschlechtsrelevanten Wissen, die heutzutage hervorgebrachten Ergebnisse deuten und vor allem feministisch nutzen?

### *Warum wir das neurowissenschaftliche Experiment ins Auge fassen sollten*

Die gezielte Analyse des neurowissenschaftlichen Experimentes erlaubt neue Sichtweisen auf das Gehirn. Neue Fragen resultieren daraus, wie diejenige, die untersucht, warum bestimmte Hirnregionen, zum Beispiel solche auf der kortikalen Rinde, sich als flexibler hinsichtlich von Geschlechterunterschieden zeigen, während subkortikale Areale standfesten geschlechtlichen Dichotomien unterliegen. Somit wird auch die grundsätzliche Notwendigkeit deutlich, um zu verstehen, was im Gehirn überhaupt eine "Geschlechterdifferenz" ist, wie diese gemessen wird, wie diese mit statistischen Methoden variieren kann und ob diese überhaupt im Stande ist, etwas Endgültiges über das "Geschlecht des Gehirns" auszusagen. Ferner müssen wir in diesem Zusammenhang die Bedingtheiten eines neurowissenschaftlichen Experiments samt den Operationalisierungseinschränkungen eines jeden empirischen Aktes anerkennen, damit wir auch tatsächlich nachvollziehen können, was denn gemeint ist, wenn ein Geschlechtsunterschied oder eine Geschlechterähnlichkeit im Gehirn gefunden wird.

Es ist aus feministischer Sicht relevant zu verstehen, warum die statistisch-methodische Bedingung besteht, die zu folgendem Beispiel führt: Eine Forscherin, die sich mit funktioneller Magnetresonanztomographie beschäftigt, geht in einem online Datenanalyse-Forum (<https://www.jiscmail.ac.uk/cgi-bin/webadmin?A2=ind02&L=SPM&T=0&F=&S=&P=1371995>) der bilateralen (beidseitigen) weiblichen Aktivierung im weiblichen Gehirn und deren statistisch korrekter Auswertung nach. In diesem Zusammenhang schlägt sie vor, ob die Tatsache des bilateralen Musters - Männer weisen meist ein laterales Muster auf - nicht etwa ein valider Grund wäre, die Frauenkohorte aus ihrer Studie gänzlich auszuschließen, was wiederum bedeuten würde, anschließend eine rein männliche Gruppe als Untersuchungsobjekt vor sich zu haben. Es reicht nicht, dieses Beispiel als solches anzuführen, wir müssen die statistischen Bedingungen und die neurobiologischen Grundsätze des Gehirns erklären können, damit wir solchen und ähnlichen Ausschlussgedanken, die Frauen betreffen, mit neuen statistischen und methodischen Logiken entgegen treten können.

Darüber hinaus müssen wir auch wieder anfangen, feministisch-neurowissenschaftlich zu experimentieren. Das dekonstruierte Geschlecht dominiert große Teile der Geschlechterforschung. Bezüglich der Neurowissenschaften hat das dekonstruierte Geschlecht es, salopp formuliert, bis an die empirische Grenze des neurowissenschaftlichen Labors geschafft, das heißt, es gibt Forschung über den Konstruktionsgehalt des Geschlechts in den Neurowissenschaften aber keine Forschung mit dem dekonstruierten Geschlecht im neurowissenschaftlichen Experiment. Was machen wir also mit diesem Ansatz jenseits der Grenze? Scheuen wir diese bestimmte empirische Transgression? Hat das dekonstruierte Geschlecht einen Platz im neurowissenschaftlichen Experiment? Im Jahre 2009, fast schon 20 Jahre nach dem ersten Unbehagen mit der zwingenden Trennung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht, gilt es die These zu prüfen, ob sich das Verständnis, sex sei gender auch neurowissenschaftlich experimentell beweisen lässt. Eine simple Formulierung von enormem feministischem Gewicht.

### *Neuer Umgang mit geschlechtsbezogenen Resultaten aus den Neurowissenschaften*

Was machen wir aus feministischer Sicht mit der Unmenge an Resultaten über Geschlechterdifferenzen, über "abweichende" Gehirnaktivitäten bei Homosexuellen, über "weibliche" und "männliche" Muster im Gehirn bei Experimenten zur menschlichen Sexualität? Kurz: was machen wir ganz konkret mit der Unmenge an einzelnen "neuen" und tradierten Bausteinen der Geschlechterdifferenz im Gehirn? Ein Umgang ist es, sie zu dekonstruieren, wie bisher - und das ist schon einmal ganz gut. Ein weiterer besteht jedoch auch gemeinhin darin, darauf hinzuweisen, dass viel weniger neurowissenschaftliche Arbeiten als man denkt eindeutige deterministische Aussagen treffen. Die Perspektive, Differenzen im Gehirn eher als Resultate einer geschlechtlichen Sozialisation als Ursache von geschlechtertypischem Verhalten zu begreifen, wird nämlich auch innerhalb der Neurowissenschaften durchaus vertreten. Des Weiteren wäre es interessant, einen Unterschied auch einmal als "biologische" Geschlechterdifferenz im Gehirn stehen zu lassen, um anschließend neurowissenschaftlich-experimentell zu zeigen, wie sich dieser Unterschied aufgrund der neuronalen Plastizität, also der Fähigkeit des Gehirns zur Veränderbarkeit, im Gehirn umformen lässt. So betrachtet wurde Plastizität nämlich bereits in den 1970er Jahren von feministischen Neurobiologinnen angedacht:

“Do we somatize our oppression? Rather than assuming that our bodies necessarily determine our social state, as patriarchal scientists have tried to prove, we must understand that social states can give rise to and shape many facets of our physical being. Biology is no less, and perhaps in some areas, far more, mutable than socialization ... “ (Star, 1979, S. 116)

## **Literatur**

- Imboden, Gabriela, Kaiser, Anelis, Ratmoko, Christina (2007). Das "bewegte" Geschlecht. In: Grisard, Dominique / Häberlein, Jana / Kaiser, Anelis / Saxer, Sibylle (Hg.): Gender in Motion. Die Konstruktion von Geschlecht in Raum und Erzählung, Frankfurt: Campus, S. 104-127.
- Purtschert, Patricia (2008). Naturalisierung: Dekonstruktive Anmerkungen zu einem streitbaren Begriff. In: Aus der Au, Christina (Hg.): Körper-Leib-Seele-Geist. Schlüsselbegriffe einer aktuellen Debatte. Zürich: TVZ 2008, S. 51-66.
- Schmitz, Sigrid (2006). Frauen- und Männergehirne. Mythos oder Wirklichkeit? In: Ebeling, Smilla / Schmitz, Sigrid (Hg.): Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 211-234.
- Star, Susan Leigh, (1979). Sex Differences and the Dichotomization of the Brain: Methods, Limits and Problems in Research on Consciousness. In: Hubbard, Ruth / Marian Lowe, Editors, Genes and Gender II, Gordian Press, New York.